

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.1 /2021

Brunnenthal, Februar 2021

**Wer die Freiheit aufgibt, um Sicherheit zu gewinnen, wird am Ende beides verlieren.
(Benjamin Franklin)**

Liebe Schwester, lieber Bruder,



Benjamin Franklin hat wohl sehr gut aus seiner eigenen Erfahrung und seiner politischen Tätigkeit gewusst, in wie vielfältiger Weise diese Aussage zutrifft.

Die gegenwärtige Corona-Pandemie, der weltweit zunehmende Nationalismus und Populismus, der religiöse Fundamentalismus, die fragwürdigen Verflechtungen der globalen Real- und Finanzwirtschaft und die fortschreitenden Abhängigkeiten, die zunehmende soziale Ungleichheit, die Angst vor den und dem Fremden, Verschwörungsmymen und vieles andere zeigen sich im Großen. Doch auch im Alltag zeigen etwa die Überreglementierung und das Überhandnehmen von gesetzlich auferlegter Dokumentation jeder Kleinigkeit zur Absicherung gegenüber eventuell Klagenden, wenn Fehler passieren, überdeutlich, wie wichtig eine gründliche Beschäftigung mit den vielen damit zusammenhängenden Fragen in Bezug auf Freiheit und Sicherheit ist.

Ich erinnere mich ab meinen Jugendjahren an viele Gespräche, bei denen ich feststellen musste, wie schwierig es in Bezug auf das Thema Freiheit und Sicherheit oft schon ist, Gesprächspartnerinnen oder Gesprächspartner aus ihrer selbst geschaffenen oder von anderen übernommenen Echokammer oder Meinungsblase herauszubringen. Denn darin fühlen sie sich sicher, weil sie in ihrer Sicht bestätigt und

bestärkt werden, ihnen niemand widerspricht und sie niemand in Frage stellt oder sie mit einer für sie unangenehmen Wirklichkeit konfrontiert. Der Preis für die auf diese Weise gewonnene vermeintliche Sicherheit besteht in einer Rundumabhängigkeit vom Umfeld und im Verlust der Freiheit. Man stirbt auf diese Weise tatsächlich um beides ohne es zu merken oder wahrhaben zu wollen.

Unmittelbar fällt mir eine Bemerkung von Henry Nouwen ein. Er war davon überzeugt, dass man sich klar entscheiden muss, ob man beliebt sein oder wirklich lieben will.

Lässt man sich die Freiheit wirklich zu lieben von niemandem nehmen, landet man hinsichtlich Zustimmung zwangsläufig rasch auf unsicherem und vulnerablem Terrain. Man wird sich auf diese Weise unausweichlich oft nicht beliebt machen. Wählt man aus verschiedenen Gründen den absichernden Weg sich beliebt zu machen, wird man sich ebenso zwangsläufig bald in der Abhängigkeit jener, denen man es dafür recht machen muss und damit in Unfreiheit befinden und die Liebe oft verraten. Wirklich zu lieben bedarf unbedingt der Freiheit der Entscheidung, das Richtige zu tun, statt es anderen recht machen zu wollen, und damit begibt man sich allemal auf sehr unsicheren Boden hinsichtlich der Zustimmung oder von Vorherein auf die Konfliktebene. Lebendig sehe ich eine Frau vor mir, die mich einmal ratlos fragte, warum sie denn von einer bestimmten Person so gehasst werde, obwohl

sie gerade dieser mit ehrlicher Liebe begegne. Für den Hass als Antwort auf unbeirrbar Liebe gibt es verschiedene Ursachen. Eine davon ist, dass sich diese Person in der anderen wie in einem Spiegel selbst sieht, den eigenen inneren Schweinehund auf den Spiegel projiziert und durch dessen Vernichtung beseitigen will. Ein wirklich liebender Mensch bildet unausweichlich für die Gegenseite, die nicht bereit ist, sich selbst von dieser Liebe in Frage stellen zu lassen, einen zu vernichtenden Spiegel. Jesus ist dafür das markanteste Beispiel.

Wenn man sich beliebt macht, verspricht das eine gewisse Sicherheit, allerdings nicht selten auf Kosten wirklicher Liebe und der Freiheit, denn der Preis für das Beliebtsein besteht eben allzu oft darin, es vor allem den Gönnern recht machen zu müssen, statt konsequent das Richtige zu tun. Zumindest zum Schein muss man darauf einsteigen, landet damit aber sofort in der Verlogenheit und abermals in der Unfreiheit. Ein seit längerem bereits verstorbener Bürgermeister sagte einmal zu mir: „Ich kann es mir nicht leisten zu lügen, denn ich habe ein schlechtes Gedächtnis. Jede Lüge muss ich mir genau merken, sonst verrate ich mich eines Tages.“ Man macht sich also zum Sklaven der Unaufrichtigkeit, die jederzeit entdeckt werden kann, und verliert so wieder beides, die Freiheit und die Sicherheit.

Wenn ich jetzt feststelle, dass wir damit nicht nur bei einem Hauptproblem der Kirche, sondern ebenso jeder Demokratie landen, klingt das vielleicht überraschend.

Es ist aber so, denn sowohl eine politische Partei als auch eine Religionsgemeinschaft brauchen bestimmte Voraussetzungen, um ihr jeweiliges Programm umsetzen und ihre Ziele erreichen zu können.

Dabei spielen Freiheit und Sicherheit, aber auch Liebe und Beliebtheit sowie das konsequente Tun des Richtigen oder das Es-den-Leuten-recht-machen-müssen bzw. Eine-Rolle-spielen-müssen eine maßgebliche Rolle.

Niemand kann etwas bewegen, wenn es ihm an Durchsetzungsmacht mangelt. Daher kommt keine Gemeinschaft darum herum, die entsprechenden Einflussmöglichkeiten zu erlangen. Das stellt eine Notwendigkeit dar. Ob die Absichten dazu gut oder schlecht sind, es sich

gut oder schlecht auswirkt, hängt von nicht wenigen Faktoren ab. Die gesamte Kirchengeschichte ist davon geprägt. Eine Spitze des sich daraus auch ergebenden Strebens nach Dominanz und Hegemonie zeigte sich besonders unter Pius IX. und im I. Vatikanum. Der Preis für die absolute Sicherheit in der Lehre ist bekannt, bis heute spürbar und ein maßgeblicher Grund für den Reformstau bzw. in manchem für die Nichtreformierbarkeit der Kirche.

Allerdings muss man dazu beachten, dass sich nicht nur damals für die Kirche das Problem eher in umgekehrter Weise aufdrängte: Wer die Sicherheit aufgibt, um die Freiheit zu gewinnen, wird am Ende beide verlieren. Ich überlasse es Dir selbst, über diese Richtung nachzudenken. Sie stellt religiös, politisch, wirtschaftlich usw. ein rundum höchst akutes Problem dar – sicher nicht weniger als die von Benjamin Franklin angegebene Richtung.

Um in einer Gemeinschaft aktiv zu werden, muss sich jemand mit dieser Gemeinschaft identifizieren können.

Er muss sich von der Gemeinschaft als Person und mit seinen Bedürfnissen wahrgenommen, ernstgenommen, angenommen, unterstützt, nach außen hin vertreten und gesichert erfahren. Dabei stehen allerdings bei allzu vielen nicht das für die Allgemeinheit objektiv Richtige und Gute auf dem ersten Platz, sondern die jeweiligen eigenen Vorstellungen, Interessen, Wünsche und Erwartungen.

Die Zustimmung bekommt, wer auf diese Gegebenheiten einsteigt und sie zu bedienen verspricht.

Dabei gehen die Voraussetzungen, je nachdem worum es sich dreht, in gegensätzliche Richtung weit auseinander.

Ein vom Abstieg betroffener Sportverein sucht sich bestimmt keinen Trainer, der es auf die gemütliche Tour angeht und niemandem weh tun will, sondern einen, der wegen des ansonsten nicht zu erreichenden neuen Aufstiegs herausfordert, persönliche Vorlieben und Annehmlichkeiten einschränkt, sowie unter Umständen schmerzenden Verzicht und harte Opfer verlangt.

Ein Politiker wird dagegen im „Normalfall“ auf diese Weise mit Sicherheit nicht gewählt

werden. Wir kennen zur Genüge die reichlich zu verteilenden Wahlzuckerl und Versprechungen von Annehmlichkeiten, Freiheiten oder / und Sicherheiten für die Wähler bis hin zu einem Beinahe-Schlaraffenland. Die eigene Klientel muss bedient werden, ansonsten wandert sie ähnlich wie im Handel zu denen ab, welche es billiger geben oder mehr versprechen, und um Anzuwerbende zu ködern muss man deren Wunschliste kennen und ihnen Vorteilszusagen für ihre Wunscherfüllung machen.

Eine provokante Frage: Läuft es im religiösen Bereich anders?

Die Themen Sicherheit und Freiheit, Sicherheit auf Kosten der Freiheit oder umgekehrt Freiheit auf Kosten der Sicherheit, sowie wirklich lieben und geliebt werden oder sich beliebt machen und beliebt sein wollen haben mich bereits im Studium sehr beschäftigt.

Im bescheidenen Rahmen eines Rundbriefes ist es nicht möglich, auch nur auf einen geringen Teil der dabei auftauchenden Fragen einzugehen. Also kann ich nur einen Türspalt öffnen und Dir die Zumutung zum eigenen Erinnern und Nachdenken weitergeben.

Prophet zu sein war bereits im alten Israel kein angenehmer Job, denn die von Jahwe gebotene Sicherheit war immer mit reichlichem Wagnis verbunden und seine Freiheit war im Umfeld eher als gefährlich einzustufen. Die Aufträge Jahwes waren außerdem durchwegs nicht dazu angetan und geeignet, sich bei den Tonangebenden oder bei der Masse beliebt zu machen. Sie waren herausfordernd und verlangten stets eine Metanoia, ein Umdenken und Umkehren. Jesus erging es nicht anders und seinen Jüngerinnen und Jüngern, welche er nicht zu einem dolce vita oder dolce far niente (einem süßen Leben oder einem süßen Nichtstun), sondern zur Lebenshingabe berief, auch nicht. Seine Forderung, das Kreuz zu tragen, bedeutet konsequente und bedingungslose Treue bis zum letzten Atemzug.

Für Paulus stand die Freiheit der Kinder Gottes besonders weit oben auf der christlichen Werteskala. Du kannst in seinem Brief an die Galater nachlesen, wie wütend er wurde, als die dortigen Gläubigen dieser Freiheit aus dem Glauben an Christus die zuvor aus der Gesetzes-

erfüllung gewonnene Sicherheit, die leicht in eine Absicherung Gott gegenüber kippen kann, vorzogen.

Die Freiheit aus dem selbstverantworteten vertrauenden Glauben ist und bleibt ein Wagnis, die ihre Sicherheit allein aus der Zusage Gottes bezieht. Die Absicherung gegenüber den unberechenbaren persönlichen Zumutungen Gottes durch Erfüllung religiöser Gesetze führt weder zu wirklicher Sicherheit noch zur Freiheit der Kinder Gottes.

Selbstverständlich sind weder Freiheit noch Sicherheit ohne innere und äußere Ordnung erreichbar, doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der aus dem Wagnis sich hingebender Liebe hervorgehenden Ordnung und der Erfüllung von gesetzlichen Vorschriften als Absicherung dem Gesetzgeber gegenüber.

Auf eine meines Erachtens interessante und wichtige Beobachtung möchte ich Dich noch hinweisen.

Jesus hat wesentliche Aussagen z.B. über das Reich Gottes, aber auch zu einem dem Reich Gottes entsprechenden Verhalten nur in offenen Bildern, Gleichnissen und Geschichten und nicht auf dogmatisch theologische Art durch buchstäbliche Fixierung vermittelt. Er hat offensichtlich bewusst auf eine Sicherstellung durch wörtliche Festlegung verzichtet und ist dabei das Risiko der nachfolgenden freien Auslegung eingegangen. Bilder, Gleichnisse und Geschichten bleiben weitgehend für jeweils neue Wahrnehmungen, Deutungen und Bedeutungen und damit auch für die daraus zu ziehenden Folgerungen offen. Die grundsätzlichen Aussagen bleiben dieselben, doch als entwicklungsfähig nicht buchstabenverhaftet für immer die gleichen. Dadurch können sie in jeder neuen Zeit durch den zunehmenden menschlichen Fortschritt im Denken, Erleben und Verstehen mit neuen Zugängen, neuen Sichtweisen zu einem neuen Aggiornamento, einer jeweiligen Verheutigung führen. Sie bleiben auch für die verschiedensten Inkulturationen offen, wie uns die Geschichte der Glaubensentwicklung deutlich aufzeigt.

Wenn Du nun mehr von dieser offenen Vorgangsweise Jesu ausgehst und weniger von

den nicht mehr zu zählenden Festlegungen der verschiedenen christlichen Kirchen und Gemeinschaften, werden sich bei vielen scheinbar, aber eben nur scheinbar unlösbaren Gräben unverhofft Brücken oder Furten ergeben. Es wird sich zeigen, wie viel alle an Freiheit und Sicherheit verloren haben, weil man aus Angst um die Sicherheit oder wegen des eigenen Recht-haben-müssens die Freiheit zur Vielheit in der Einheit aufgegeben und Einheitlichkeit gefordert hat.

Im Sinne des heiter durch die blühenden Frühlingswiesen Galiläas wandernden und von daher seine Inspirationen beziehenden Jesus ein Bild zum Schluss.

Vor mir liegt ein Foto, das reiche Erinnerungen weckt. Wir hatten den fast wolkenlosen Sommertag Ende Juli 1991 erst einmal zu einer Wanderung über den Touristensteig am Schlernhaus vorbei auf den Petz genutzt. Die Aussicht – ein Traum! Es war zwar ein Ziel erreicht, aber es erfüllte uns keinesfalls ein Gefühl, dass es reicht, sondern der intensive Wunsch nach mehr. So folgte der Gang auf den gegenüber liegenden Roterdspitz hinauf und rein des Genießens wegen noch ein Stück Kraxeln auf dem Maximilian-Klettersteig zu den Roßzähnen und wieder zurück zum Roterdspitz. Absteigen auf dem Aufstiegsweg? Noch zu früh, also wählten wir als Umweg an der Südseite den Abstieg zur Tierser Alpl Hütte und danach die Überquerung des Kammes über die Roßzahnscharte. Schließlich hatten wir uns auf dem Rückweg über die Seiser Alm in der Nähe der Sattler Schweige zu einer längeren Rast und dankbarem Staunen inmitten der wunderschön blühenden und herrlich duftenden Wiesen niedergelassen.

Und da entstand dieses Foto: Der Blick schweift über das Meer der bunt blühenden Blumen und das satte Grün der vielfältigen Gräser vor uns; besonders markant leuchten darin die vielen Fruchstände der Anemonen im sanften Gegenlicht der späten Nachmittagssonne; über der Saltner Hütte erheben sich im Hintergrund der gewaltige dunkle Schlernblock mit der kleinen Erhebung des Petz obendrauf und die bizarren Zähne der Euringerspitze und der Santnerspitze.

Es ist ein Bild unfassbarer Vielfalt an Farben, Gerüchen und Formen in einer wunderbaren ökologischen Einheit angefangen vom Anorganischen im Gestein, im Erdboden über die Mikrolebewesen darin, dem dichten Wurzelgefecht der verschiedensten Pflanzen, deren Blüten- und Fruchstände und dazu noch der Vielzahl an Insekten und weiteren Lebewesen...

Ein Bild des Miteinander und Füreinander in einer für alle offenen Vielheit in einer friedvollen Einheit.

In diese Vielheit und Einheit fühlten wir uns voll und ganz eingebunden und dazugehörig. Es waren Augenblicke vollkommener Freiheit und tiefster und sicherer innerer Geborgenheit im Ganzen der Natur und des Schöpfers all dieser Wunder, Augenblicke eines Glücks, das man nicht schildern, nur erleben kann.

Den Artikel hatte ich bereits geschrieben, als ich unter dem Titel „*Anschwellender Weckruf*“ einige beachtenswerte Sätze las, die ich hier einfüge, weil sie eine sehr wesentliche Notwendigkeit auf den Punkt bringen (Martin Taus in *Die Furche* vom 7.1.). Der Verfasser bezieht sich auf das Buch „*Wovon wir leben*“ von Corine Pelluchon: „*Darin beschreibt sie Freiheit als ein In-der-Natur-sein, als Wechselwirkung mit anderen Lebewesen und der Umwelt. In dieser unablässigen und unabdingbaren Interaktion ist Freiheit zu definieren – also zu begrenzen. Wer sich hingegen auf realitätsferne Denksysteme bezieht, etwa die menschliche Welt unabhängig von den Böden, den Elementen, den Ökosystemen und dem Klima betrachtet, verfügt über die falschen Landkarten und riskiert einen weiteren Crash. Freiheit ohne die Abhängigkeiten zu betrachten, in die das menschliche Dasein eingewoben ist, wäre nach Corona nur noch fahrlässig.*“ Die innere Freiheit hängt dabei nicht ab von den äußeren Beschränkungen. „*Das erscheint heute als die wichtigste Botschaft der Philosophie.*“ Und das war u.a. die Lebensphilosophie von Viktor Frankl in den bis zum Unerträglichen gehenden Beschränkungen des Konzentrationslagers.

Recht nachdenklich betrachte ich daheim in Erinnerung an das vorhin beschriebene Erlebnis

im Gebiet der Seiser Alm die inzwischen wegen der mehrmaligen Mahd weitgehend einheitlich grünen Wiesen mit nur noch wenigen blühenden Blumen. In meiner Kindheit waren sie noch bunt und unendlich viele Insekten schwirrten darin umher.

Noch nachdenklicher macht mich der Rasen des Fußballfeldes. Da kann man nicht einmal mehr eine Vielfalt von Grasarten brauchen, sondern nur bestimmte, die das Zertrampeln möglichst lang aushalten und sich rasch regenerieren, geschweige denn Blumen. Hier ist Einheitlichkeit gefragt und auf keinen Fall unberechenbare schöpferische Freiheit, sondern kalkulierbare Sicherheit.

Jesu offene Frohbotschaft aus den blühenden Wiesen Galiläas, einer Botschaft der Vielfalt in der Einheit, der schöpferischen Freiheit in der Sicherheit des Vertrauens in den ewig schöpferischen und bedingungslos liebenden Abba erfüllt mich mit einem Glück wie damals inmitten des Blütenmeeres auf der Seiser Alm. Wo und wenn die Kirchen und christlichen Gemeinschaften dieser Botschaft gefolgt sind und folgen, erlebe ich in und mit ihnen Ähnliches. Meine Frage bleibt, warum es einerseits in vielem geschehen ist und geschieht

und unzählbar viele gute Früchte hervorgebracht hat und hervorbringt, aber andererseits es in vielem mit den entsprechenden negativen Auswirkungen leider nicht der Fall war und nicht ist. Warum sie so oft die Freiheit aufgegeben haben und aufgeben, um vermeintliche Sicherheit zu gewinnen; warum sie so oft eine sich entwickelnde Einheit in der schöpferischen Vielheit nicht zustande bringen oder sie bewusst vereiteln und sie durch verarmende und öde Einheitlichkeit ersetzen.

War das nicht bereits das Problem Jesu mit der Religion und deren Lehrern und Bewahrern in seiner Zeit?

Wurde es nicht im jungen Christentum schon recht bald wieder so?

Wie geht es Dir mit diesen verschiedenen Erfahrungen?

Und auch in der umgekehrten Richtung, wenn man meint, Freiheit zu erlangen, indem man Sicherheit aufgibt und sich alsbald statt in der wahren Freiheit in egomaner Freizügigkeit und in der Narrenfreiheit wiederfindet, weil man ignoriert, dass die Freiheit stets der Sicherheit bedarf, die sich aus dem Beachten der Grenze der eigenen Freiheit an der Freiheit des anderen ergibt?

Es ist nie ganz weg, was war

So lautete eine Überschrift in der Jubiläumsausgabe der Wochenzeitung „Die Furch“ vom 1.12.2020 zum Thema eines verschämten und unverschämten Antisemitismus.

Es ist nie ganz weg, was war?

Doch, es war schließlich unserem Empfinden nach schon so vieles im eigenen Leben, was jetzt nicht mehr ist, was eben ganz weg ist und keinerlei Spuren hinterlassen hat. Wirklich? Oder schaut dies nur so aus und täuschen wir uns?

Und wenn man über das eigene Ich hinausgeht auf die Menschheit oder den Planeten, auf dem wir leben?

Einmal bei Physikern, Biologen u.a. nachfragen.

Oder bei Psychoanalytikern.

Na ja, wir vergessen viel, es verschwindet aus unserem Bewusstsein. Ist es deshalb aber schon ganz weg?

Ist all das, was einmal in, mit, durch, wegen, für, gegen, neben uns war und was wir vergessen haben, tatsächlich ganz weg oder doch nicht?

Setzen wir die Frage fort vom eigenen Ich auf die Familiengeschichte, die Völkergeschichte, die Menschheitsgeschichte. Was bedeutet es, wenn da auch nie ganz weg ist, was war?

Weiter noch: gilt dies auch für die Erdgeschichte und die Geschichte des Kosmos?

Auf Ethik und Moral, auf das Gute und das Böse bezogen: ist da auch nie ganz weg, was war?

Und wenn es nicht ganz weg ist, welche Folgen hat dies für das Ganze des leiblichen, geistigen und seelischen Daseins und Soseins eines Menschen?

Wie beeinflusst es sein konkretes Denken, Fühlen, Verhalten, seine Einstellungen und sein Handeln, seine Beziehung zu sich selbst, zu den Mitmenschen, zur Natur, zu Gott?

Inwieweit ist er dafür persönlich mehr oder weniger oder nicht verantwortlich?

Da begeben wir uns auf ein wichtiges, aber gefährliches Terrain, denn allzu rasch erliegen wir der Versuchung zur Suche nach Schuldigen und Sündenböcken, wenn wir uns als das Produkt dessen sehen, was war, oder derer, die waren. Wir unterschlagen in der Opferrolle leicht, dass es kein von uns selbst unbeeinflussbares Muss darstellt, was das, was war, mit uns anstellt. Die Wirklichkeit beweist, dass es sehr wohl möglich ist, aus dem Negativen, was war, ein positiv gelingendes Leben zu gestalten, ja dass dieses sogar die Hauptmotivation dafür abgeben kann, tatsächlich abgibt und bereits oft abgegeben hat. Andererseits kann das Positive, was war, aus verschiedenen Gründen ignoriert oder verspielt werden oder in ein negativ gestaltetes Leben führen. Es ist also nichts ganz weg, was war, doch wird es ganz verschieden wahrgenommen, gedeutet und genützt oder ignoriert.

Einverstanden, wenn ich dieses wichtige Thema nun nicht weiter ausführe, sondern es Dir als Ermutigung und Zumutung (im Sinn von Zutrauen und Herausforderung) überlasse, darüber nicht bloß oberflächlich ein wenig nachzudenken, sondern es offen und tiefgehender anzupacken?

Bei vielen Aussprachen und Gebeten um Heilung der Lebensgeschichte war die intensive Beschäftigung mit all dem, was war, doch nicht ganz weg war, sehr wesentlich und eine Vorbedingung für einen guten Erfolg in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es gilt nämlich: Was aufgedeckt wird, kann einerseits bereinigt und geheilt und andererseits

für eine folgende positive Entwicklung genützt werden.

Es ist nie ganz weg, was war – positiv nicht und negativ nicht. Wir haben es nicht ganz, aber zumindest etwas oder sogar weitgehend selbst in der Hand, wie es sich auswirkt. Und wir geben mit unserem Einstieg Gottes Geist eine Möglichkeit zu einer unter Umständen weitgehenden Wandlung unseres Lebens.

Jene, die einmal ein Leben-im-Geist-Seminar erlebt haben, erinnern sich sicher noch an einen sehr wesentlichen Abschnitt. Es handelte sich bildlich um den Besuch Jesu im eigenen „Lebenshaus“, den Gang mit ihm in ausnahmslos alle Räume bis in die verstecktesten Winkel, das Ausgraben der verheimlichten „Leichen im Keller“, seine Einsicht in alle „Kästen“ und „Laden“, das Ans-Licht-bringen des Nicht-vergebenen und Nichtgeheilten, die Trennung von allem Nachgetragenen und als Alibi Mitgeschleppten, das Entsorgen des „Lebensgerümpels“, die gründliche Säuberung und schließlich den Einzug des Geistes Gottes als den Gestalter eines neuen Lebens.

Im Rückblick erfüllt mich eine tiefe Dankbarkeit an jene, die sich darauf eingelassen und erlebt haben, dass auch scheinbar Unmögliches dadurch Wirklichkeit werden kann.

Es ist nie ganz weg, was war, aber es muss in seinen Auswirkungen nicht für immer so bleiben. Wir haben selbst so manche Möglichkeit, einen Wandel einzuleiten und dürfen dabei stets auf den schöpferischen Geist Gottes vertrauen.

Ich kann es schon – ich kann es noch!

Bekannt?

Wir können uns selbst nicht an die Freude über unsere ersten Erlebnisse erinnern, als wir erstmals etwas gekonnt haben – z.B. an unsere ersten richtig gesprochenen Worte oder ohne gehalten zu werden auf den eigenen Beinen stehen und dann die ersten Schritte gehen.

Doch wir können diese „Ich-kann-es-schon-Freude“ bei Kindern jederzeit beobachten und uns mitfreuen.

Die „Ich-kann-es-schon-Freude“ bleibt uns während unseres gesamten Lebens erhalten, ebenso die „Ich-kann-es-wieder-Freude“. Wir erleben beide in vielen Situationen. Die erste, wenn uns erstmals etwas bisher nicht Mögliches gelingt oder wir nur mangelhaft Vermochtes gut beherrschen. Die zweite, wenn wir etwa nach einem Unfall oder einer schweren Erkrankung endlich wieder ohne Hilfe anderer oft nur ganz

einfache Handgriffe ausführen oder Schritte gehen können.

Am anderen Ende gibt es die nicht weniger wichtige und für ein gelingendes Leben unentbehrliche „Ich-kann-es-noch-Freude“. Selbst schon erlebt? Oder wenigstens miterlebt?

Es ist fast unmöglich, dieser Freude noch nie begegnet zu sein, denn man braucht dazu bloß mit einem alten Menschen ins Gespräch zu kommen, der einem voller Freude erzählt, dass er / sie noch allein den Haushalt zu führen imstande ist.

Ich hatte großes Glück und ich schätze es als besonderes Geschenk Gottes, ab meiner frühesten Kindheit zeitlebens Menschen begegnet zu sein oder mit ihnen zu tun gehabt zu haben, die mich zum Entdecken ermutigten und anspornten Neues zu versuchen, das ich noch nicht kannte oder beherrschte. Sie verhalfen mir oft, wenn ich mich darauf einließ, zu einer nach einiger Zeit sich einstellenden „Ich-kann-es-schon-Freude“. Später habe ich selbst immer wieder versucht, durch Zumutungen und Herausforderungen andere zum Erkunden und Versuchen anzustiften und sie damit auf den Weg zu bringen zur früher oder später erlebbaren „Ich-kann-es-schon-Freude“. Das war auch eine Absicht in meinen Büchern „Anstiftung zum Glücklichein“, „Gib dem Leben eine Chance“ und „Kommt und seht“. Dasselbe gilt für mein nächstes Buch „Für ein Leben voller Hoffnung“.

Selbstverständlich ist es berechtigt und notwendig, auf bestehende Grenzen, auf noch vorhandenes Nichtwissen, Nichtverstehen und Nichtkönnen etc. hinzuweisen und das zuerst nötige Lernen zu verlangen und einzuleiten, um zu einem entsprechenden Wissen, richtigen Verstehen und ausreichenden Können zu kommen.

Aber oft machen Menschen aus Ängstlichkeit, falscher Besorgtheit, Überfürsorge, Überschätzung der eigenen Wichtigkeit und Unterschätzung des Gegenübers oder anderen Gründen den folgenreichen Fehler, dass sie zu oft und zu voreilig die Stopptafel „Du-kannst-das-noch-nicht!“ und gleich dazu womöglich

als zweite die Tafel „Du-darfst-das-nicht!“ aufstellen.

Oder mit einem bestimmenden „Du-wirst-das-nie-können“ gar einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen dem Jetzt und dem Dann aufreißen und die „Ich-kann-es-schon-Freude“ von vornerein vereiteln. Weil ich selbst einen Vater erlebt hatte, der mir zwar wo und wenn nötig klare Grenzen gesetzt, mich aber ansonsten stets zum Probieren ermutigt oder mein Können bestätigt hatte, konnte ich es später kaum fassen, wie vielen es durchaus nicht so ergangen war. Das Übel und vor allem die Folgen der unklugen und oft unberechtigten Stopptafel des „Du-kannst-das-noch nicht!“ waren nämlich bei nicht wenigen Aussprachen ein Hauptthema. Die weitaus meisten der Betroffenen hätten leicht in vielem nicht nur die „Ich-kann-es-schon-Freude“ erleben, sondern auch einen reichen Gewinn für ihr weiteres Leben erlangen können, wäre ihnen der Weg dazu eröffnet statt verrammelt worden.

Im Krankenhaus Schärding las ich vor einiger Zeit auf einem Plakat einen sehr richtigen Satz mit ungefähr folgendem Wortlaut: „Man tut einem Patienten nichts Gutes, wenn man ihm abnimmt, was er selbst zu tun imstande ist“. Genau, denn damit beschränkt man seine Selbstheilungskräfte, behindert seinen Fortschritt in der Eigenständigkeit und verhindert seine mobilisierenden Erlebnisse an der „Ich-kann-es-schon-Freude“ oder der „Ich-kann-es-wieder-Freude“. Es gehört nun einmal zu den wichtigsten Grundlagen für ein als lebenswert erlebtes Leben, möglichst weit selbständig zu sein und zu bleiben.

Derselbe Fehler wie mit dem unbedachten einbremsenden und entmutigenden „Du-kannst-das-noch-nicht“ wird mit dem ebenso oft unbedacht ausgesprochenen „Du-kannst-das-nicht mehr“ bei oft noch gar nicht altersbedingt schon sehr eingeschränkten Menschen begangen.

Es gibt viele Gründe, dass Menschen sich gehen und lieber bedienen lassen, das Interesse verlieren und nur noch die Zeit totschiessen, wie man unsinnigerweise sagt. Statt sie durch Zutrauen und Herausfordern zu ermutigen, das ihnen durchaus noch, manchmal sicher nur

Wenige noch Mögliche auch selbständig anzugehen, werden sie in einer lustlosen Situation belassen oder geradezu in die Unselbständigkeit geschubst.

Vielleicht kennst Du die Komödie „Rocco und die Herzschrillmacher“ – im Internet kannst Du den Film ansehen. Da kann man miterleben, wozu lustlos vor sich hindösende Seniorinnen und Senioren noch oder wieder imstande sind, wenn es jemand versteht, ihnen ein erstrebenswertes Ziel schmackhaft zu machen.

Nun kann ich wohl eine Wette eingehen, dass das folgende Beispiel heute nicht weniger als zu der Zeit, als es sich ereignete, kontrovers beurteilt wird. Ich erhob und erhebe nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit des von mir gewählten Weges. Ich erntete damals teils volle Zustimmung und ebenso scharfe Kritik und Ablehnung. Den konkreten Weg wählte ich bewusst aus meiner seelsorglichen Erfahrung und familiären Erinnerung.

Die familiäre Erinnerung betraf den Umgang meines Vaters mit meiner Mutter, wenn sie dann und wann in eine depressive Verstimmung schlitterte. Mit Bemitleiden wäre sie ganz darin versunken. Wie ein Film laufen die Bilder vor mir ab, wie er sogleich, wenn er das Abgleiten bemerkte, sie für irgendeine Beschäftigung mobilisierte – meistens für Gartenarbeit oder eine Wanderung. Die Betätigung in der Natur war immer die beste Medizin. Gerade weil er sie zutiefst liebte, ließ er in solchen Situationen kein Sich-gehen-lassen zu. Meist holte er sie dadurch in kurzer Zeit wieder aus dem Loch. Sein Vorgehen war für sie sicher zumindest dann und wann eine Zumutung in doppelter Bedeutung. Einerseits war das „Du-kannst-das“ zum Überwinden des Zuges nach unten sicher eine harte Herausforderung und Streichelheiten wären angenehmer gewesen, hätten ihr aber in diesem Zusammenhang sicher nicht geholfen. Er überraschte sie gerne mit einer von Herzen kommenden Zärtlichkeit, aber nicht in diesem Zusammenhang. Andererseits wusste sie, dass er ihr im vertrauenden und kreativen Sinn zumutete, sich aus der Dunkelheit wieder befreien zu können, wenn sie sich auf seine Wegweisung einließ. Daher hörte ich von ihr weder zu Lebzeiten meines Vaters noch danach nie ein Wort der Klage wegen seines Verhaltens

– im Gegenteil, sie wusste, was sie ihm damit zu verdanken hatte.

Nach dem Tod ihres innigst geliebten Gatten verlor meine Mutter leider ihren Lebenssinn und landete im Sich-gehen-lassen, in depressiver Verstimmung, in Lethargie und in einer schlimmen Persönlichkeitsveränderung. Der, welcher sie konsequent davor ein Leben lang bewahrte hatte, war nicht mehr da. Ihre Schwester, vor ihr bereits Witwe, meinte es voller Sorge wegen ihres bedauernswerten Zustands sicher gut mit ihrem Bemitleiden – und gerade auf sie hörte sie. Allerdings bedeutet ein Gutmeinen oft gerade das Gegenteil von Guttun. Die Schwester meines Vaters, bereits seit Jahren Witwe, versuchte mit ihrer Familie in großer Geduld, aber entschieden in etwa in der Fortsetzung der Linie meines Vaters einen Weg des Auffangens und des lebensbejahenden Neuanfangs. Sie war oft bei ihnen, doch der bemitleidende Einfluss ihrer Schwester blieb offensichtlich stärker.

Meine Mutter hatte sich um einen Platz im Gmundner Altenheim Weinberghof beworben und ihn nach kurzer Zeit bekommen. An ihrer psychischen Verfassung änderte sich wie zu erwarten vorerst nichts, denn dazu hätte es einer umfassenden Einstellungsänderung bedurft. Berufsbedingt konnte ich sie jeweils nur tageweise besuchen, umgekehrt ging sie im Altenheim nicht ab und konnte ohne weiteres wochenweise zu mir kommen. Verschiedene Leute verlangten damals aber hinsichtlich der Bahnfahrt von mir unter der Annahme eines dubiosen „Die-kann-das-nicht-mehr“, ich müsse sie eben öfter mit dem Auto abholen und zu mir bringen. Ich lehnte dies mit einem entschiedenen und eindeutigen „Doch-sie-kann-das“ ab.

Warum? Weil ich sie aus ihrem traurigen Zustand herausholen und sie nicht noch weiter hineinbringen wollte. Sie war geistig und körperlich so fit, dass sie ohne Probleme bis in Nachbarorte wie Gschwandt und Altmünster zu Fuß gehen konnte und auch ging. Daher konnte sie, wenn sie wollte, spielend leicht die Viertelstunde zur Straßenbahn in Gmunden gehen, zum Bahnhof fahren, den Zug besteigen, in Attnang umsteigen und dann von Schärding die gute Viertelstunde zum Pfarrhof in Brunnenthal gehen. Aber so viel verlangte ich

ohnehin nicht. Sie bekam von mir die Einladung zu kommen, ich schickte ihr den Fahrplan und holte sie vom Bahnhof in Schärding mit dem Auto ab. Ich besuchte sie auch in Gmunden, holte sie aber kein einziges Mal für einen Besuch bei mir mit dem Auto in Gmunden ab. So ein Abholen war in keiner Weise nötig, sie selbst verlangte es auch nicht und kam mit dem Zug problemlos in verschiedenen Abständen meist für eine Woche zu mir.

Ich habe noch ihren Dankbrief, den sie mir schickte, als sie aus ihrem traurigen Zustand endlich wieder herausgekommen war. Darin schrieb sie: „Franz, deine Hartnäckigkeit hat mich gerettet!“ Und ich erinnere mich an ihre „Das-kann-ich-noch-Freude“, wenn sie von ihren weiten Spaziergängen erzählte. Oftmals kam sie später wieder auf meine Hartnäckigkeit zu sprechen und bedankte sich jedes Mal für mein herausforderndes „Du-kannst-das-noch!“ Sie versicherte mir stets, dass sie kaum jemals aus ihrem Elend wieder herausgefunden hätte, hätte ich durch ein Nachgeben und ein Einschwenken auf das ihr von überbesorgten Leuten attestierte „Du-kannst-das-nicht-mehr“ den bequemeren Weg bestätigt.

Sollten wir nicht gerade in der gegenwärtigen Situation vielfältiger Einschränkungen und Gefährdungen ein besonderes Augenmerk auf die Freuden des „Ich-kann-das-schon“, des „Ich-kann-das-noch“ und des „Ich-kann-das-wieder“ legen?

Sollten wir nicht bewusst ermutigend anderen mit einem „Du-kannst-das-schon“, einem „Du-

kannst-das-noch“ und einem „Du-kannst-das-wieder“ begegnen?

Es wäre mit Sicherheit oft ein Grund zur Freude, weil es stets auch mit der Hoffnung verbunden ist, weitere schwierige Situationen gut bewältigen zu können.

Du erinnerst Dich sicher an die ermutigenden Worte von Barak Obama bei seiner Vereidigung als Präsident: „Yes we can!“

Jahwe gab einst Mose in der Wüste den Auftrag, das Volk Israel aus Ägypten zu führen. Doch Mose hatte nacheinander zehn Gründe, warum er das nicht könne. Gott ließ sich dennoch nicht drausbringen, sondern verlieh ihm eine Vollmacht nach der anderen, die alle auf nichts anderes hinausgingen als auf ein „Du kannst das, denn ich bin mit dir!“

Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass Gott heute mit Dir, mit mir, mit uns, mit der Kirche nicht anders handelt. Er erwartet sich auf seine Zusage „Du kannst das, denn ich bin mit dir“ im vertrauenden Glauben die Antwort ein „Ja ich kann das!“, „Ja wir können das!“

Ich bin ebenso felsenfest davon überzeugt, dass uns dieses Zutrauen und diese Zumutungen viel mehr uns selbst und gegenseitig zuteilwerden lassen sollten.

Beides, das Einsteigen auf das Zutrauen und die Zumutungen Gottes und das Einsteigen auf jene von uns selbst und der Gemeinschaft, in der wir leben, ermöglichen dann auch die damit verbundene Freude.

Schwimmen oder bloß pritscheln?

Monika Nemetschek schreibt in ihrem Buch „Sternschnuppen auf dem Heimweg“ im Kapitel „Leben in der Gegenwart Gottes“: „Mir drängt sich ein Vergleich mit Schwimmen auf: Wer ins Wasser geht, um zu schwimmen, vollzieht eine Standort-Veränderung: Abheben von der Bodenhaftung, Hineingleiten ins Getragenwerden. (Freilich, der Vergleich hilft nur dem geübten Schwimmer, der das Getragenwerden wohltuend, ja beglückend, erlebt hat.) Wer dazu imstande und bereit ist, verlässt den tragenden Boden und taucht ein in das tragende Element Wasser. Und eben das ist

in der Badewanne nicht möglich. Könnte es etwa sein, dass wir – in unserem religiösen Leben – das Pritscheln in der Badewanne dem Getragenwerden im Meer vorziehen?“ (Seite 88)

Spontan fällt mir ein anderer Vergleich ein, den ich sehr oft jenen, die an Leben-im-Geist-Seminaren teilnahmen, und noch intensiver den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nahegelegt habe: Eine Zwischendecke einzuziehen statt den gesamten vom Geist Gottes angebotenen und vorhandenen hohen Lebensraum zu nützen.

Das religiöse Leben wäre bei vielen – bildlich gesprochen – von Gott her für eine Entfaltung in die Höhe eines gotischen Flügelaltares bis in die Spitzen des Gesprenge, die bis zu den Gewölberippen reichen, gedacht. Solche Flügelaltäre weisen stets auf das Ganze hin. Doch der Mehrheit ist dies sowieso bei weitem zu viel verlangt, sogar die wesentlich niedrigere Sakristei ist ihnen noch zu hoch. Sie meiden daher von Vorherein das Betreten eines Raumes der Gegenwart Gottes oder besuchen ihn nur fallweise oder ziehen bald nach dem Beginn eines Lebens in Gottes Gegenwart eine Zwischendecke in ihrem Lebensraum ein. Dann begnügen sie sich in ihrer geistlichen Entfaltung – und oft nicht nur in dieser – mit ihrem nichts von ihnen verlangendem bequemen Wohnzimmer, in dem sich nur Miniaturausgaben des an sich Möglichen unterbringen lassen.

Es gibt auch viele, die zwar auf bestimmten Gebieten, etwa im Sport oder in der beruflichen Karriere, das Maximum erreichen wollen und dabei oft von sich selbst das Maximum des ihnen Möglichen verlangen, sich aber im geistlichen Leben dem Minimalismus verschreiben.

Ein Blick in den Spiegel meines eigenen Verhaltens erinnert mich an eine punktgenau richtige Feststellung unseres Naturgeschichtsprofessors P. Reinhard in Kremsmünster. Als er bei einer Prüfung merkte, dass ich in der Botanik glänzte, aber bei den lateinischen Bezeichnungen des menschlichen Skelettes ins Trudeln kam, sagte er: „Er könnte, wenn er wollte!“ Na ja, sicher hätte ich können, aber ich wollte vor allem beim Wandern und Bergsteigen die Blumenpracht auch benennen können, Medizin wollte ich nicht studieren.

Wir verhalten uns leider in vielen Bereichen oft nicht anders als jene, die aus den verschiedensten Gründen das Pritscheln in der Badewanne dem richtigen Schwimmen vorziehen.

Es gilt halt da wieder wie bei vielem anderen der Satz von Nelly Sachs: „Alles beginnt mit der Sehnsucht“. Gottes Sehnsucht ist – so bin ich überzeugt und das ist auch die Aussage der Bibel – für jeden Menschen vorhanden, ihn im Rahmen des ihm Möglichen zum begeisterten Schwimmer zu „trainieren“ oder zum kreativen

Künstler in der Gestaltung seines Lebensraumes bis zu den letzten Möglichkeiten auszubilden. Aber wenn die Sehnsucht des Menschen fehlt, steigt selbst Gott aus, denn er will auf keinen Fall Menschen zwangsbeglücken.

Wieder eine spontane Erinnerung: Bei einem Besuch im Behindertenheim in Peuerbach sah ich betroffen einen etwa zehnjährigen Buben ohne Beine am Boden sitzen. Er war bei der Eferdinger Bahn unter einen Zug gekommen und beide Beine mussten ihm gleich unter den Hüften amputiert werden. Ein hartes Schicksal und eine arge Behinderung, die vieles von vornherein unmöglich machte.

Wie reagieren? Mein Mitgefühl oder Bedauern ausdrücken oder ihn ermutigen?

Dazu ließ er mir keine Zeit.

Was ich nun erlebte, machte mich noch viel betroffener und hielt mir unausweichlich einen Spiegel vor.

Er lachte mich an und fragte: „Willst du mit mir Fußball spielen?“ Was bitte?? Fußball spielen ohne Beine? Unsicher nickte ich mit dem Kopf. Er drehte sich um, rutschte ins Nachbarzimmer und kam nach einer Weile recht und schlecht auf zwei Prothesen gehend wieder.

Auf dem Spielplatz erlebte ich dann in doppelter Hinsicht für unmöglich Gehaltenes. Dass es überhaupt möglich war, ohne Beine und mit zwei Prothesen Fußball zu spielen, und dass sich der Bub an das sehr eingeschränkte Spiel mit einer unglaublichen Konzentration und Freude hingeben konnte. Mit einem strahlenden Gesicht bedankte er sich nachher, dass ich mit ihm gespielt hatte.

Es war eine der wichtigsten Begegnungen, die mir Gott in meinem Leben geschenkt hat.

Machen wir nun einen Blick in unser alltägliches Leben. Da gibt es für jede und jeden mit Sicherheit viele Situationen, Erlebnisse und Begegnungen, die uns hilfreich sein können. Ich erzähle Dir dazu wieder einige Beispiele aus meinem Leben.

Um beim Bild vom Schwimmen zu bleiben: Wer sich mit dem Pritscheln in der Badewanne begnügt, wird sicher nie einige Erfahrungen machen können, die für mich unvergesslich bleiben.

Am Beginn steht die Erfahrung, dass die Strömung trägt. In meiner Kindheit und Jugend war die Traun unterhalb des Wehres in Gmunden-Theresienthal weitgehend noch ein natürlicher Gebirgsfluss mit einer entsprechenden teils starken Strömung. Wenn man sich der Strömung überließ, brauchte man keine Tempos zu machen, sondern nur mit den Armen das Gleichgewicht zu halten. So konnte man sich kilometerweit dahintragen lassen und dann am Uferweg wieder zum Ausgangspunkt zurückgehen. Sich einfach der Strömung zu überlassen bedurfte nicht nur wie beim Schwimmen im ruhigen Wasser eines Abhebens von der Bodenhaftung, sondern des wenigstens teilweisen Verzichtens auf Selbstbestimmung und das Sich-anvertrauen an eine Kraft, die einen mitnimmt.

Die Strömung trägt nicht nur, sie bildet auch natürliche Whirlpools. Diesen besonderen Genuss mit der Strömung ließ ich mir auch in späteren Jahren nicht entgehen, wenn ich im Sommer zu Besuchen meiner Eltern heimkam. In ein paar Minuten war ich an der Traun. Dort bot sich der schattige Uferweg, auf dem gewöhnlich kaum jemand unterwegs war, zum Breviergebet, zum Meditieren oder zum wohlthuenden Entspannen an. Ich wusste einige Stellen mit im Fluss liegenden Steinblöcken, an denen eine besonders starke Strömung einen natürlichen Whirlpool bildete. Bei einem entsprechenden Wasserstand konnte man bis zu diesen Blöcken waten, sich an ihnen festhalten und sich richtig durchmassieren lassen.

Eine weitere Erfahrung, dass das Wasser trägt, genoss ich von Schärding und Brunnenthal aus in den nur wenige Meter tiefen Schotterteichen auf der bayrischen Seite des Inns. Es war ein Traum, bei Windstille hinauszuschwimmen und sich dann auf dem Rücken im Wasser liegend mit nur wenigen austarierenden Bewegungen vom Wasser einfach tragen zu lassen.

Im tiefen Wasser eines Alpensees oder im Meer ließ sich das Getragenwerden beim Schwimmen wieder anders erleben und noch einmal anders im Toten Meer, wo man wegen des hohen Salzgehaltes nicht untergehen kann.

Aufgewachsen am „Wasserlosen Bach“, einem aus den Vorbergen des Traunsteins kommenden heimatlichen Wadi, der vom Trockenbett über ein Spiel- und Badeparadies mit Tümpeln bis zum reißenden Wildwasser alles zu bieten hatte, an der Traun und am Traunsee, spielte und spielt das Wasser für mich während meines gesamten Lebens eine sehr große Rolle – auch als Ausgangspunkt eigener tiefer religiöser Erfahrungen und auch zu deren Vermittlung für andere.

Selbstverständlich genossen wir als Kinder auch das Pritscheln im Waschtrog – im Rundbrief Nr. 3/2020 war davon ein Foto zu sehen. Alles bietet Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten und alles hat seine Zeit und seinen Sinn.

Mein religiöses Leben begann bildlich gesprochen mit dem Pritscheln im Waschtrog. Doch ebenso wie das Pritscheln für ein ganzes Leben völlig unzureichend gewesen wäre und es mich nach und nach in immer herausforderndere und abenteuerlichere Erfahrungen mit dem Wasser zog, war es auch mit dem geistlichen Leben.

Ich bin vielen Menschen dankbar, die mich dazu ermutigt und dabei begleitet haben.

Nur auf ein paar Facetten zum Wasser und zur Lebensraumgestaltung sei verwiesen. Ich überlasse es dann lieber Dir selbst, Dir weitere Gedanken zu machen. Gott hat für jeden Menschen originale und sozusagen maßgeschneiderte Pläne und schenkt ihm dazu auch die passenden Erlebnisse und Begegnungen.

Im Wasser des Mutterschoßes beginnt unser Leben. Psalm 139, 5: „Du umschließt mich von allen Seiten.“ Es ist und tut gut, sich immer wieder vorzustellen, wie wir von Gottes Liebe wie vom Wasser im Mutterschoß umschlossen sind.

Die Bibel zeigt uns auf, dass wir vor Gott spielen können, dürfen und sollen wie Kinder am und im Wasser.

Gottes Geist ist ein Geist der Bewegung. Es ist wichtig, die vom Geist Gottes angebotenen Standortveränderungen wahrzunehmen und anzunehmen, auf die vom ihm bewirkten

Strömungen zu achten und sich von ihnen tragen zu lassen. Umgekehrt verlangt der Geist Gottes von uns auch die Anstrengung gegen Strömungen zu schwimmen, die uns von Gott und dem Guten wegtragen. In diesem Fall gilt: Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom!

Wir wissen das ohnehin, doch wie oft achten wir als Einzelne und auch als große Kirchengemeinschaft zu wenig darauf.

Mit den Bewegungen des Gottesgeistes haben in möglichst konsequenter Übereinstimmung unsere Eigenbewegungen stattzufinden, denn Gott tut das Seine, aber nicht das Unsere.

Zu Pfingsten kam der Geist Gottes als Feuer und Sturm. Auch das Wasser gehört zu den Symbolen des Geistes, doch da denken wir meist nur an das bisschen über unseren Kopf gegossene Taufwasser und nicht an ein Durchmassieren in einer starken Strömung oder die Notwendigkeit, als Getaufte in manchem gegen den Strom dieser Welt zu schwimmen. Oder hast Du Dich schon einmal in der Strömung des Heiligen Geistes „durchmassieren“ lassen? Oder erinnerst Du Dich an Erfahrungen beim Schwimmen gegen den Strom, z.B. den Mainstream in der Öffentlichkeit oder den Klassegeist in der Schule?

Selbstverständlich müssen wir uns auch dem Risiko der Tiefe, des Sogs, der Strömungen und der Wellen aussetzen. Es gibt kein risikofreies Leben in der Gegenwart Gottes, denn ihm ist jederzeit Überraschendes und Herausforderndes zuzutrauen und zuzumuten. Manchmal geht es uns im spirituellen Leben so, wie wenn man beim Schwimmen in einen Wirbel gerät, durch den man sich durchziehen lassen muss, oder in eine Dünung oder in einen gefährlichen Brandungsrückstrom, der einen mit großer Kraft ins offene Meer hinauszieht. Es sind eben nicht nur gute Mächte am Werk, sondern ebenso widergöttliche. Auch wenn wir auf Gott voll vertrauen dürfen und sollen, dass er uns nie endgültig absaufen lässt, wird er uns dennoch nichts von all dem ersparen, was dazu nötig ist, in allen Lagen und nicht nur bei Windstille und im seichten Wasser mit Bodenfühlung gut schwimmen zu lernen. Die Erfahrungen von Mystikern bieten dazu eine reiche Palette. Doch in irgendeiner Weise macht sie ohnehin jeder Mensch.

Das andere Bild vom Lebensraum, den wir ausgestalten sollen, bietet ebenso viele Möglichkeiten, daraus Erkenntnisse und Impulse zu beziehen.

Wir sind von Anfang an dazu bestimmt, das in uns angelegte Potential je nach der Raumhöhe, den inneren und äußeren Möglichkeiten, zu einem Kunstwerk zu entwickeln, jede und jeder in seiner bzw. ihrer originellen Art und Weise. Kein menschliches Leben ist dem eines anderen Menschen gleich. Dazu bedarf es aber ausreichender Kenntnisse und einer entsprechenden Motivation – und vor allem das Verlassen des Bequemlichkeitssofas.

Das Einziehen von Zwischendecken und die darauffolgende Einbildung, darüber gäbe es ohnehin nichts mehr oder nur Uninteressantes, Nebensächliches oder Beschwerliches, bedient zwar unsere Bequemlichkeit oder beruhigt unsere Ängste, ist aber letztlich eine Dummheit. Wir berauben dabei uns selbst und andere der uns angebotenen kostbaren Möglichkeiten.

Selbstverständlich gilt dies wiederum für den Einzelnen, jede Gemeinschaft und somit auch die Kirche als Ganze. Die jeweiligen Zwischendecken werden nämlich durchaus nicht nur von „Laien“ eingezeichnet, sondern ebenso von „Geistlichen“. Ein Blick in die Kirchengeschichte und auch in die kirchliche „Normalität“ gestern und heute kann da viel berechtigtes Kopfschütteln ergeben.

Wenn jemand nach einem spirituellen Aufbruch anfang mit der Idee eines Einzugs von Zwischendecken zu liebäugeln, sah ist immer Gefahr im Verzug, dass damit alle Chancen für ein spirituelles Wachstum bereits wieder verbaut wurden.

Ja noch mehr, oft ergab sich dadurch ein Rückschritt unter das vor dem Aufbruch bereits erreichte Niveau oder es kam sogar zu noch Schlimmerem. Jesus erzählte nicht zufällig die Geschichte von der Rückkehr der unreinen Geister (Mt 12, 43-45).

Vielleicht können Erinnerungen an genützte und nicht genützte Chancen einen Anstoß zu eigenen Überlegungen und Versuchen bilden. Sie ergeben sich im gesamten Leben, nicht nur in dem nachfolgend geschilderten Bereich.

In meiner ersten Pfarre Doppl, in der ich von 1960 bis 1963 als Kaplan in der Volksschule

unterrichtete, war es für den Pfarrer und für mich selbstverständlich, bereits die Kinder in der Volksschule über das glaubensmäßige Badewannen-pritscheln hinauszubringen und für ein späteres Eigeninteresse an einem Wachstum im Glauben zu motivieren und vorzubereiten.

Wir versuchten den Kindern (und selbstverständlich den Jugendlichen und Erwachsenen) das Wunderbare eines nach oben offenen und kreativ zu gestaltenden geistlichen Lebensraumes bewusst zu machen und ihnen dazu auf verschiedene Weise Erfahrungen zu vermitteln. Dabei gingen wir im Religionsunterricht in manchem über den offiziellen Lehrplan und über das damals Übliche hinaus.

Es kam uns dabei sehr zugute, dass es sich um eine ganz neue Pfarre in den großen Siedlungen am Linzer Stadtrand ohne jede Tradition und festgefahrene Gewohnheiten mit einer durchschnittlich sehr jungen Bevölkerung handelte. Flüchtlinge und Vertriebene aus den nachfolgend kommunistischen Staaten bildeten die überwiegende Mehrheit. Es gab im Jahr um die 80 Taufen, aber nur etwa ein Dutzend Begräbnisse.

Der Pfarrer bezog z.B. ab dem zweiten Halbjahr in der ersten Klasse die Eltern je nach Interesse und Befähigung sehr weit in die Vorbereitung der Erstkommunion ein. Gegen Ende der ersten Klasse und ab Beginn der zweiten Klasse im Herbst war auf diese Weise bereits eine Erstkommunion eines Kindes in der je einzelnen Familie möglich. Sobald die Vorbereitung eines Kindes abgeschlossen war, wurde am Beginn des Sonntagsgottesdienstes verlautbart, dass diese Familie oder auch mehrere heute vor allen anderen die hl. Kommunion empfangen werde. Es war stets etwas Besonderes, an dem die gesamte versammelte Gemeinde Anteil nehmen konnte. Diese einzelnen Erstkommunionen liefen dann bis etwa zur Fastenzeit in der zweiten Klasse. Im Mai gab es schließlich für die restlichen Kinder, bei denen eine Beteiligung der Eltern nur teilweise oder nicht erfolgte, eine gemeinsame festliche Erstkommunion, an der auch jene teilnahmen, die bereits in den vergangenen Monaten mit ihrer Familie ihre Erstkommunion gefeiert hatten. Wir machten

dabei die Erfahrung, dass auf diese Weise wesentlich mehr Kinder danach auch dabei blieben, am Sonntag den Gottesdienst mitzufeiern und – meist mit den Eltern – die Kommunion zu empfangen. Nur bei minimal wenigen Kindern war bereits damals die Erstkommunion auf längere Zeit schon wieder die Letztkommunion.

Ab der dritten Klasse hatten bei mir alle Kinder ein Neues Testament. Wir erarbeiteten nach und nach direkt aus dem Originaltext die vorgesehenen Lehrstücke auf eine Art spannenden detektivischen Vorgehens. So wurde die Bibel bald ein interessantes Buch, in dem es viel zu entdecken gab. Die meisten Kinder waren mit Eifer dabei und am Ende der vierten Klasse konnten die meisten bereits selbstständig mit der Bibel umgehen. Wenn ich z.B. sagte: „Schlagt bitte bei Matthäus den Bericht von der Hochzeit zu Kana auf, riefen bestimmt einige Kinder sofort: „Der steht bei Johannes!“ Es wurden alle laufend herausgefordert, doch niemand überfordert. Wer ein Sehr gut im Zeugnis bekommen wollte, setzte seinen Ehrgeiz und Fleiß ein, durch entsprechende Mitarbeit und Beiträge positiv aufzufallen und die für ein Sehr gut nötige Punkteanzahl bald zu erreichen bzw. sie möglichst weit zu übertreffen. Es gab keinen Zwang auf ein bestimmtes Niveau zu kommen, aber auch keine Zwischendecke nach oben, weil etwas noch nicht offiziell zum Lehrstoff gehörte oder die einen und anderen zusätzlich zum Lehrstoff sich mit der Bibel beschäftigen wollten. Dem eigenen Forschungs- und Entwicklungsdrang wurden keine Grenzen gesetzt. Ich ermutigte stets, aus eigenem Interesse über das im Lehrplan Verlangte hinauszugehen. In manchen Klassen wurden dadurch die Stunden oft zu kurz. Ich erinnere mich mit Freude und Dankbarkeit an viele dieser lebendigen Religionsstunden. Ich erlebte dabei Ähnliches wie es Bischof Reinhold Stecher erzählt. Er nahm sich zu den Kindern stets einen Notizblock mit, denn die Kinder wären die besten Theologen.

Wenn man ihnen mit einer erweckenden und inspirierenden Autorität begegnet, ergibt sich oft Erstaunliches. Für mich war nie die Normerfüllung das Ziel, sondern das Erwecken

von Sehnsucht und eigenem Interesse. Danach lief vieles wie von selbst gut weiter.

Als ich 1963 Kaplan in Schärding wurde, gab es im gesamten Dekanat nur in Schärding eine Hauptschule. Daher mussten alle, welche eine Hauptschule besuchen wollten, aus den anderen Pfarren nach Schärding kommen. Ich unterrichtete in der Mädchenhauptschule und stellte mit einigem Erstaunen fest, dass ein nicht geringer Teil der Schülerinnen wie selbstverständlich annahm, in Religion ausschließlich mit einem Sehr gut „belohnt“ zu werden, auch wenn sie nicht einmal einfachstes Grundwissen, geschweige denn Kenntnisse des unterrichteten Stoffes aufweisen konnten.

Sie waren dies aus dem Religionsunterricht in der eigenen Pfarre gewohnt. In so ziemlich allen Pfarren war die Note in Religion die „billigste“, sie bot keinen Ansporn zum Lernen und von einem entsprechenden Wissen war daher oft wenig zu bemerken.

Damals gab es zwar noch nicht die Ansicht „Leistung ist kein Wort Gottes“, sondern meist die auch kaum richtigere Ansicht: „Den Himmel muss man sich verdienen“ (vor allem mit Bravsein!). Aber in der Praxis wurde oft nicht einmal ein Minimum an eigenem Bemühen und Lernen eingefordert. Die Folge war in Bezug auf das Glaubenswissen ein weit verbreitetes Verbleiben im Badewannenpritscheln und in einem Zwergenglauben statt des Erlangens eines auf entsprechenden Kenntnissen und Erfahrungen gegründeten sich entwickelnden Glaubens.

Die Gefahr eines Einziehens einer Zwischendecke bestand unter diesen Umständen von vornherein nicht, denn dazu fehlte die Option von der Vorstellung eines hohen spirituell kreativ zu gestaltenden Lebensraumes.

Das Milieu war hier ein weitgehend anderes als in der jungen Pfarre Doppl. Hier herrschten vorwiegend Ansichten von „Das-war-schon-immer-so“ und „Das-bleibt-weiter-so“ und jede Änderung stieß bei vielen meist sofort auf Abwehr, vor allem dann, wenn damit eine andere Sichtweise und eine persönlich zu erbringende Leistung verbunden war. Die Kinder waren von sich aus kaum wesentlich anders als jene in Doppl, aber das Milieu, das sie geprägt hatte, war wesentlich anders. Sobald

es gelang, die bestimmenden Vorgaben des Milieus aufzubrechen, beteiligten sich vor allem die aus den Landpfarreien der Umgebung kommenden Mädchen ähnlich engagiert am Unterricht wie jene in Doppl. Ich erinnere mich daher in der weiteren Entwicklung hier ebenso an sehr kreativ mitarbeitende Klassen, in denen die zur Verfügung stehende Zeit auch meist zu kurz wurde.

Aus welchen Gründen auch immer meine Mitbrüder im Dekanat die Note ohne Leistung verschenkten, weiß ich nicht. Wenn sie es taten, weil sie es aus ihrer Sicht gut meinten, muss man feststellen, dass es sicher in mehrfacher Hinsicht nicht guttat. Man ist sicher als Unterrichtender auch selbst mehr gefordert, wenn man einen fördernden und herausfordernden Unterricht bieten und die Schülerinnen und Schüler zu einem kreativen und engagierten Mitarbeiten über den unmittelbaren Unterricht hinaus bringen will. Man baut sich damit manchmal Konflikte auf mit jenen, die so etwas als überflüssig halten, und man macht sich bei einem Teil nicht unbedingt beliebt damit.

Die Versuchung, sich durch Minimalismus beliebt zu machen, erliegt man leicht.

Wer ihm anvertraute Menschen wirklich liebt, wird sich allerdings nie mit einem Minimalismus anfreunden oder zufriedengeben, auch dann nicht, wenn man sein herausforderndes Vorgehen nicht guttiert und er sich damit nicht beliebt macht. Wir haben – wie es Henri Nouwen sagte – stets die Wahl, ob wir wirklich lieben und dadurch weniger beliebt sein oder uns beliebt machen und dabei die Liebe verraten wollen.

Dass man das religiöse Leben grundsätzlich nicht benoten kann, sondern nur das Wissen des Unterrichtsstoffes im Fach Religion, ist klar – und gleichzeitig für jeden, der Religion unterrichtet, ein unlösbares Problem.

Die folgende Geschichte ist Dir vielleicht bekannt. An einer theologischen Fakultät stellt der prüfende Professor dem Prüfling vier Fragen, welche dieser alle richtig beantwortet. Der Professor sagt: „Danke, nicht genügend.“ Der Beisitzer fragt verwundert: „Warum? Er hat doch alle Fragen richtig beantwortet!“

„Stimmt“, entgegnet der Professor, „aber er glaubt den Inhalt keiner einzigen.“

Auch für mich war es immer ein Problem, einer Schülerin oder einem Schüler nach durchgehend richtigen Antworten ein Sehr gut geben zu müssen, wenn ich wusste, dass ihr / ihm Religion völlig gleichgültig war, sie / er im Ernst das Gesagte gar nicht glaubte und sie / er sich im Alltag nicht im Geringsten bemühte, den christlichen Glauben zu leben.

Mit dem Verschenken der Note Sehr gut ohne vorausgehende Leistung in Bezug auf den Unterrichtsstoff ergab sich unausweichlich die Herabminderung von Religion als Unterrichtsgegenstand, die Verbreitung der Ansicht von der Unwichtigkeit eigenen Bemühens und eine Selbstentwertung der Kirche als Verkünderin des Evangeliums. Man brauchte also nicht nur das Bemühen um religiöses Wissen, sondern Religion als Ganzes nicht mehr ernst zu nehmen.

Pfarrer und Katecheten bestätigten mit ihrem Verhalten unabsichtlich die gar nicht so selten den Kindern von ihren Eltern mitgegebene Ausrichtung, Religion sei nicht so wichtig wie die anderen Gegenstände und man brauche daher auch nicht entsprechend zu lernen. Auf meine Frage, warum sie nichts lernen würden, sagten Kinder mir ohne Umschweife, weil der Papa oder die Mama Religion als unwichtig bezeichnet hätten.

Die folgende Szene habe ich noch lebendig in Erinnerung. Ein Mädchen bemühte sich nicht, lernte nichts, konnte dann folgerichtig nichts und bekam von mir ein unter diesen Umständen geschenktes Genügend im Semesterzeugnis der vierten Klasse. Auf meine Frage, warum sie sich denn gar nicht bemühe, antwortete sie mir ehrlich, ihre Mutter habe ihr gesagt, sie solle lieber in den anderen Gegenständen etwas lernen, denn Religion sei nicht wichtig.

Nun wollte sie ihre Mutter in eine von Ordensschwestern geführte weiterbildende Schule einschreiben lassen. Doch mit einem Genügend in Religion? Die Schwestern waren es gewohnt, dass in der Zeile Religion stets ein Sehr gut stand, selten vielleicht ein Gut, auch wenn sie ohnehin wussten, wie oft das geschenkte Noten waren. Weil mit dem

Genügend die Chancen für eine Aufnahme schlecht standen, kam die Mutter zu mir in die Schule. Ich war gerade nach der Pause auf dem Weg in eine Klasse. So sprach sie mich auf dem Gang an und wollte mich dazu erweichen, dass ich ihrer Tochter eine brauchbare Note gebe und ein neues Zeugnis ausgestellt wird. Ich konfrontierte sie mit der Aussage ihrer Tochter und lehnte ab. Zufällig war auch die Direktorin auf dem Weg in eine Klasse, hörte im Vorbeigehen das Anliegen und sagte kurz und bündig: „Was wollen Sie? Wozu wollen Sie den Kaplan anstiften? Hätten Sie lieber Ihrer Tochter gesagt, sie soll etwas lernen, statt sie davon abzuhalten.“

Durch das Verschenken einer sehr guten Leistungsbestätigung für eine nur mangelhaft oder nicht erbrachte Leistung wurde die Grundlage dafür gelegt, dass in den Kindern von vornherein gar kein Bewusstsein über den wahren Wert eines bewussten und entsprechend gebildeten Lebens in der Gegenwart Gottes und eine Sehnsucht, den eigenen Lebensraum spirituell entsprechend auszugestalten, entstehen konnte. Das lässt sich nämlich nicht ohne entsprechendes Wissen und das Sammeln von Erfahrungen erreichen.

Man half dabei mit, statt Menschen für das freie Schwimmen vorzubereiten, sich mit dem Plätschern in der religiösen bzw. spirituellen Badewanne zu begnügen. Statt ihnen das Bemühen um den engagierten kreativen Ausbau ihres Lebensraumes schmackhaft zu machen, legte man die Latte so tief, dass sie sich lieber eine Zwischendecke einzogen und sich mit einem Bruchteil des ihnen Möglichen begnügten.

Bei den späteren Leben-im-Geist-Seminaren hörte ich von nicht wenigen, wie sehr sie nun einsahen, was ihnen dadurch in ihrem bisherigen Leben verloren gegangen war. Dazu auch die Frage, warum sie von Priestern nicht herausgefordert wurden und man ihnen alles so billig gegeben habe.

Der Kontrast zu jenen, die das Glück hatten, bei konsequent herausfordernden Katecheten und Seelsorgern entsprechend zu lernen, war augenscheinlich.

Es gab leider nicht nur das Verschenken von guten Noten für nicht erbrachte Leistungen,

sondern in Einzelfällen als Gegenteil die empathielose Druckausübung und den Zwang, die Überbewertung des Lehrstoffes und ein rigoreses Prüfen und auch noch Strafen. Damit war allerdings weder ein begeistertes religiöses bzw. spirituelles „Freischwimmen“ zu erreichen noch die Sehnsucht nach dem kreativen Bau eines „Lebensflügelaltars“ zu wecken. Betroffene sagten mir, dass ihnen auf diese Weise die Freude am Religiösen und Spirituellen vergangen sei.

Du kannst und darfst selbstverständlich andere Sichtweisen geltend machen.

Es war mir nur wichtig, das grundlegende Anliegen, das Monika Nemetschek in ihrem Buch angesprochen hat, noch mehr bewusst zu machen. Denn die weithin trostlose Lage der

Kirche in Europa und darüber hinaus in unseren Tagen ist weitgehend das Ergebnis davon, dass man sich lieber mit dem Pritscheln in der Badewanne begnügt und Zwischendecken eingezogen oder wie zuletzt angeführt auf Normerfüllung versteift hat. Es wäre darum gegangen, es geht heute darum und wird auch in Zukunft darum gehen, die Voraussetzungen zu schaffen, dass sich Menschen ab ihrer Kindheit bis zu ihrem Sterben dem Getragenwerden durch Gottes Geist anvertrauen, seine kreativen Perspektiven wahrnehmen und sich seiner schöpferischen Gestaltungsmacht hingeben, um den eigenen Lebensraum, den der Mitmenschen und den der Gemeinschaft der Kirche bis „ins Gesprenge unter den Gewölberippen“ auszugestalten bzw. zu einem wohltuend beglückenden „Freischwimmen“ zu gelangen.

Wenn du immer alle Regeln befolgst, verpasst du den ganzen Spaß

Steht das in der Bibel? Ist es ein Wort Jesu?

Nein, nicht direkt. Es stammt von der bekannten Schauspielerin Katharine Hepburn.

Doch wirst Du gleich fündig, wenn Du Jesus bloß ein Stück seines Lebensweges begleitest. Es wäre ohne weiteres möglich, dass er diesen oder einen ähnlichen Satz gesagt hat.

Und ich rate bereits vor meinen weiteren Bemerkungen zum Mut, gerade bei Jesus nicht immer auf das uns von Kindesbeinen an eingebläute „Man tut das“, „Das gehört sich“ und auf das „Man tut das nicht“, „Das gehört sich nicht“ zu achten. Schließlich hat er sich bereits als Zwölfjähriger bei der Jerusalem-Wallfahrt mit seinen Eltern in mehrfacher Weise nicht darangehalten.

Oft ist es sicher richtig, sogar notwendig, das zu tun, was sich gehört, und das zu lassen, was sich nicht gehört, gewohnte Regeln gewissenhaft einzuhalten, aber eben nicht immer, sonst hört sich tatsächlich nicht gerade der ganze, doch viel an Spaß auf – und nicht nur Spaß, auch unbedingt Wichtiges und Unverzichtbares! Man legt mit nicht hinterfragbarer, bezweifelbarer und übertretbarer Regeltreue das Leben als eine Art Gefängnis an und blockiert jede weitere Entwicklung. Es wird und ist nun einmal vieles nur möglich, indem man Regeln ignoriert oder übertritt.

Da geht Jesus am See entlang, bemerkt an einer Zollstelle einen patenten Mann und sieht ihm an, das wäre ein geeigneter Mitarbeiter. In einladen? Das geht leider nicht, denn der Kerl ist Zöllner, also politisch ein Handlanger der Besatzer und dadurch religionsgesetzlich unrein und kommt darum nicht in Frage... Oder doch? Für Rechtgläubige ist es doch ausgeschlossen, so einen anzuheuern. ES? Oder eigentlich IHN? ES, sein Job, schließt IHN, den Menschen, aus. Beim Ein- und Ausschließen geht es allerdings dann um Gegenseitigkeit. Denn wenn A den B ausschließt oder mit B nichts zu tun haben will, ist damit zu rechnen, dass B dem A wahrscheinlich ebenso wenig besondere Sympathien entgegenbringt.

Lässt sich auf diese Weise ein „Unreiner“ für die „Reinen“ und ein „Ungläubiger“ oder „Falschgläubiger“ für die „Rechtgläubigen“ gewinnen? Wohl kaum.

Und was berichtet Markus? „Als er weiterging, sah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Levi auf und folgte ihm nach.“ (Mk 2, 14)

Ende der Vorstellung? Keineswegs.

Sowohl Levi als auch Jesus begehen gleich die nächsten Regelverstöße. Denn wenn Levi Jesus zu sich einlädt, verleitet er Jesus zu einer

eklatanten Regelübertretung und bringt ihn in nicht geringe Schwierigkeiten. Lädt Jesus sich selbst bei ihm ein, macht er sich damit nicht nur religionsgesetzlich unrein, sondern tritt – wie sich gleich zeigt – nicht nur in weitere Fettnäpfchen, sondern begibt sich auf einen gefährlichen Konfrontationskurs mit den Religionswächtern.

Lesen wir bei Markus weiter: „Und als Jesus in dessen Haus zu Tisch war, da waren viele Zöllner und Sünder zusammen mit ihm und seinen Jüngern zu Tisch; es waren nämlich viele, die ihm nachfolgten.“ (Mk 1, 15)

Der Regelverstoß Jesu am Zoll verbreitete sich also – wie kaum anders zu erwarten – wie ein Ölfleck auf dem Wasser. Wenn man sich einem religiös oder gesellschaftlich marginalisierten Menschen zuwendet, bleibt das mit Sicherheit nicht auf diesen beschränkt. Es wittern dadurch selbstverständlich auch andere Morgenluft, endlich aus ihrer Ausgrenzung herauszukommen. Jesus war schließlich nicht eine x-beliebige bedeutungslose Person, sondern bereits ein Mann in aller Munde und ein Rabbi, der sich um einiges anders gab als die üblichen! Daher suchten bereits viele aus an den Rand gedrängten oder ausgeschlossenen Schichten Kontakt zu ihm. Er war ein nicht zu übersehender Hoffnungsträger für sie. Endlich einer, der sich was traut gegenüber denen, die meinen, allein das Gott wohlgefällige Verhalten und das Sagen zu haben!

Und wie geht es gewöhnlich zu, wenn an den Rand gedrängte oder über den Rand hinausgestoßene und damit weitgehend hoffnungslose Menschen so etwas erleben? Man braucht doch sicher keine große Fantasie zu haben, um sich – noch dazu in einem orientalischen Umfeld – das Treiben vorzustellen. Und Jesus mittendrin in der ausgelassenen Gesellschaft!? Er hat sich gleich zwei abwertende Festlegungen damit eingehandelt: „Siehe, ein Fresser und Säufer, ein Freund der Zöllner und Sünder!“ (Mt 11, 19) Und: „Wir wissen, dass dieser Mensch ein Sünder ist.“ So lautet im Bericht des Johannes das Urteil der Pharisäer nach der Heilung des Blindgeborenen (Joh 9,24). Jesus ist also in den Augen der Rechtgläubigen und Gesetzestreuen sicher kein Mann Gottes.

So einfach ist es, einem Menschen eine Punze zu verpassen, die sein Wort, sein Verhalten und Handeln und letztlich ihn selbst in Misskredit bringt und entwertet und ihn noch dazu in Gegensatz zu Gott setzt, vom dem er – wie im Fall Jesus und anderer vor und nach ihm – sogar gesandt ist. Selten geht es dabei nur um etwas, fast immer um die Person.

Logisch, dass die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten gegen solche Entwicklungen rechtzeitig etwas unternehmen müssen.

Bevor wir sie samt und sonders für ihre Gesinnung und ihr Vorgehen schlecht reden und verurteilen, müssen wir unbedingt wahrnehmen, was der Hintergrund ihrer Sichtweise, ihrer Gesinnung und ihres Verhaltens ist. Die bisweilen tendenziöse Ausdrucksweise der Evangelisten erzeugt für sie allzu leicht ein pauschales schlechtes Image. Bei Johannes erwies sich die verallgemeinernde Bezeichnung „die Juden“ als sehr verhängnisvoll, weil man das später als Rechtfertigung hernahm, ein ganzes Volk pauschal haftbar zu machen zu verurteilen und zu drangsalieren.

Es handelt sich bei der Laiengemeinschaft der Pharisäer und ihrer Schriftgelehrten schließlich um eine Gemeinschaft, welche an sich Gutes und Wichtiges als Grundlage hatte, nämlich ihre unverbrüchliche Treue zu Jahwe und seinem verschrifteten Wort. Es werde „kein Jota und kein Häkchen des Gesetzes vergehen“ betont Jesus selbst in der Bergpredigt und stellt sich damit auf denselben Boden. Es kommt sehr wohl auf diese Treue an (vgl. Mt 5, 17-19).

Er fügt allerdings im folgenden Vers im Kontrast zur erstarrten Auffassung der Pharisäer und Schriftgelehrten Entscheidendes hinzu: „Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 5,20) Dieses „Weit größer“ ist maßgeblich. Es bedeutet aber keine quantitative, sondern eine qualitative Forderung, kein „Mehr von etwas“, sondern ein „Anders als bisher“. Das wird von Jesus bereits in der Bergpredigt und später bei verschiedenen Gelegenheiten klargestellt, sowie konkret und beispielhaft unter anderem in seinem Umgang mit den „Zöllnern und Sündern“ vorgelebt. Verstanden wurde er dabei leider meist nicht –

damals nicht, im Laufe der Kirchengeschichte nicht und heute auch noch nicht. Ob er jemals voll verstanden und seine Forderung auch persönlich und institutionell konsequent umgesetzt werden wird, darf bezweifelt werden.

Folgen wir nun wieder dem Bericht des Markus. „Als die Schriftgelehrten der Pharisäer sahen, dass er mit Zöllnern und Sündern aß, sagten sie zu seinen Jüngern: Wie kann er zusammen mit Zöllnern und Sündern essen?“ (Mk 2,16)

Dieses Vorgehen bestätigt in etwa die ungute Schlagseite von Religionswächtern damals wie heute: Man geht subversiv vor und bringt erst einmal Leute aus dem Gefolge zum Zweifeln an dem, was ihr Anführer oder Vorbild praktiziert, mit der unterschwelligsten Frage: Und wie könnt ihr diesem Menschen nachlaufen und da mitmachen?

Man greift ihn von hinten her an, um aufzuzeigen, dass sein Verhalten offensichtlich nicht mit Rechtgläubigkeit und gottgefälligem Tun übereinstimmt.

Zudem ist zu bedenken, dass gemeinsames Essen wesentlich mehr bedeutet als ein zufälliges Zusammenkommen. Es ist ein Zeichen einer letztlich weit gehenden Gemeinsamkeit. In unserer Fast- Food-Unkultur haben wir bereits viel an Verständnis vom tiefen Gehalt einer Mahlgemeinschaft verloren. Jesus blieb jedenfalls nicht zufällig in einem gemeinsamen Mahlfeiern unter uns.

Dass Jesus ein sehr wacher und aufmerksamer Mensch war, geht aus den Evangelien deutlich genug hervor. So bekommt er das mit, was sie Schriftgelehrten kritisieren, und begibt sich mit seiner Antwort prompt auf den Pfad, der letztlich nach Golgotha führen wird, denn es kann doch nicht sein, was nicht sein darf. Die Schriftgelehrten – und nicht nur sie – müssen seine Worte als Frontalangriff auf zentrale Punkte ihres Religionsverständnisses empfangen. Für sie galt unumstößlich der Auftrag Jahwes: „Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen!“ (Dtn 13,6) In weiteren Anweisungen nicht nur DAS Böse, sondern auch DEN Bösen, indem man ihn tötet. Wer sich schuldig macht und aus irgendeinem Grund nicht getötet werden darf, muss aus der Gesellschaft ausgemerzt werden,

denn der heilige Gott duldet nichts Unreines in seinem Volk.

Es ist im Bericht des Markus nach seiner unmittelbar zuvor geschilderten Aussage zur Sündenvergebung bei der Heilung des Gelähmten (Mk 2,1-12) erst Jesu zweite unmissverständliche Entgegnung. Es werden weitere folgen – mit den entsprechenden Konsequenzen. Er stellt sich damit nämlich nicht nur gegen Auslegungen, sondern direkt gegen eindeutige Aussagen des mosaischen Gesetzes.

„Jesus hörte es und sagte zu ihnen: Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu berufen, sondern Sünder.“ (Mk 2,17)

Wir sind es gewohnt, den Bericht des Markus nur oberflächlich zu lesen oder zu hören. Wir denken uns meist nicht viel dabei und er wird in unserem kirchlichen Alltag auch kaum mit allen seinen Aussagen und Konsequenzen wahrgenommen, ernstgenommen und umgesetzt. Dabei geht es um sehr wesentliche und grundlegende 180-Grad-Änderungen von zuvor selbstverständlichen Sichtweisen zum Auftrag Jesu, zum eigentlichen Willen Gottes, zum Wesen von Sünde, Umkehr und Vergebung.

Karl Herbst stellt in seinem Buch „Was wollte Jesus selbst?“ (I/Nr. 105 und 106) zu den Schriftgelehrten der Pharisäer fest: „Auch sie kümmern sich um die Sünder; jedoch so, wie die Justiz sich der Verbrecher annimmt: Einschärfung der Gesetze; Aufforderung zum Gesinnungswandel und zur Bußleistung; andernfalls gerechte Bestrafung nach dem mosaischen Gesetz; soziale Ächtung; religiöser Bann.“

Dagegen Jesu völlig andere und neue Einstellung zum Sünder: „*Er versteht sich nicht als Richter, sondern als Arzt. Ein Arzt will heilen, nicht bestrafen.*“

Es wäre ein grobes Missverständnis, Jesus eine Verlagerung der Sünde auf die psychologische oder soziologische Ebene, eine Bagatellisierung oder ein oberflächliches Abtun der persönlichen Schuld zu unterstellen. Er hat oftmals an Deutlichkeit kaum zu überbietende Klarstellungen zur persönlichen, meist aufgrund von Herzens-

verhärtung entstehenden Schuld und den oft katastrophalen Schuldfolgen geboten.

„Mit Gerichtsmethoden ist hier nichts zu heilen... Die Heilung des sich selbst verschließenden Menschen ist nur von innen her möglich durch freie Selbsterschließung. Und das volle Heil, das ‚Leben‘, gewinnt man nur durch freie Selbsthingabe. Niemand, auch Gott nicht, kann diese unerlässliche Eigenbewegung des Menschenherzens ‚machen‘ oder ersetzen.“

Jesus offenbart Gott in einer neuen Weise als den Ganz-Anderen, dessen Sein und Tun in den bisherigen Offenbarungen zwar bereits durchscheint, in seinen Bildgeschichten und seinem konkreten Sein und Handeln. Lukas schildert das z.B. in den drei Gleichnissen vom verlorenen Sohn bzw. barmherzigen Vater, vom verlorenen Schaf bzw. nachgehenden Hirten und von der verlorenen Drachme bzw. der suchenden armen Frau. Es sind zutiefst bewegende Bilder zur Realität der menschlichen Verlorenheit und der unverdienten Zuneigung und Zuwendung Gottes, seines unentwegten Suchens nach dem Verlorengegangenen und seiner Freude über den Wiedergefundenen.

Der Gott, den Jesus erfahrbar durch sich selbst verkündet und darstellt, ist ein ungemein risikofreudiger Gott, indem er auf Freiheit und

Liebe setzt und darauf baut, dass gerade der Mensch, der sich durch die Sünde von ihm abgesondert und verhärtet hat, sich durch erbarmende Zuwendung von innen her wieder öffnen und zurückführen lässt.

Was hat nun das anfangs zitierte Wort von Katharine Hepburn damit zu tun?

Sehr viel, denn Regeln haben sicher ihre wichtige Bedeutung in jeder Beziehung zwischen Menschen untereinander und auch zwischen den Menschen und Gott. Doch die frei sich zuwendende Liebe ist schöpferisch, die sich nicht nur auf vorgegebenen Bahnen und innerhalb festgelegter Regeln bewegt, sondern als ermöglichende Kraft darüber hinausgeht und oft durch Zutrauen und Zumuten vorher nicht für möglich Gehaltenes möglich und wirklich werden lässt. Sie kann vieles erreichen, was auf der Basis des unbeweglichen Einhaltens von Regeln nicht erreichbar ist. Unbewegliche Regeltreue verpasst nicht nur den Spaß, sondern verunmöglicht auch noch wesentliche Entwicklungen, die ein Überschreiten oder Übergehen des für normal oder geboten Gehaltenen erfordern.

Denkst Du nicht auch, dass wir da als Einzelne und als Gemeinschaft der Kirche und der Christen noch viel zu lernen haben?

Vor der Diskussion braucht es eine Faktengrundlage

und ein entsprechendes Wissen in mehrfacher Hinsicht.

Das wäre doch ohnehin selbstverständlich, ist es aber nicht.

Viele der Diskussionen – nicht nur wegen all der Pandemieprobleme – erinnern mich an die fast immer erfolgende Antwort in den meisten Berufsschulklassen, wenn ich zu Beginn des Schuljahres oder Kurses die Frage stellte, wie sie sich den Unterricht vorstellen: „Wir wollen diskutieren!“

Mit meiner Antwort auf diese Vorgabe versuchte ich die nötige Voraussetzung für ein sinnvolles Diskutieren bewusst zu machen, eben die Faktenlage und das entsprechende Wissen: „Ich möchte auch mit euch diskutieren, aber da haben wir ein mehrfaches Problem. Es

handelt sich bei unserem Zusammensein nicht um ein unverbindliches Treffen an einem Stammtisch oder im Bierzelt und auch nicht um ein x-beliebiges Thema, sondern um den schulischen Religionsunterricht, für den selbstverständlich ein verbindlicher Lehrstoff vorgeschrieben und wenigstens als Leitlinie zu behandeln ist. Um über eine Frage oder ein Problem vernünftig diskutieren zu können, bedarf es als unbedingt nötige Voraussetzung eines entsprechenden Wissens bei allen Beteiligten. Da seid ihr und bin ich erst einmal am Lernen. Mir fehlt das Wissen um eure konkrete Lebens- und Glaubenssituation heute. Ich brauche euer offenes Mitteilen, denn ansonsten gebe ich Antworten auf Fragen, die nicht gestellt werden, und wir reden aneinander vorbei. Euch fehlt das nötige Wissen bezüglich

des Unterrichtsstoffes zum großen Teil oder zur Gänze, also wird nichts anderes übrigbleiben, als dass ihr mir erst einmal zuhört und euch etwas sagen lasst. Unbeteiligt müsst ihr deshalb nicht sein. Mit Fragen, Ergänzungen oder bereits zum Thema gemachten eigenen Erfahrungen ist eine Beteiligung möglich, um den Unterricht lebendiger und für euch konkreter zu gestalten. Sobald die Faktenlage, also der jeweilige Glaubensinhalt klar ist, können wir, ja müssen wir darüber diskutieren, wie sich diese Glaubenswahrheit, Zusage oder Herausforderung in eurem Alltag umsetzen lässt und euer Leben gestalten kann. Ansonsten würde es ein totes Wissen bleiben und mein Unterricht wäre weitgehend sinnlos gewesen.“ Es gab dafür von Klasse zu Klasse sehr unterschiedliche Einstiege oder Nichteinstiege. Es spielt schließlich sehr viel mit, ob und wie sich so etwas durchführen lässt.

Mein Pfarrer in Doppl kam aus der Batschka. Es gab damals etwa ein Dutzend Priester unter den Flüchtlingen bzw. Vertriebenen in der Diözese, die sich monatlich für einen ganzen Tag trafen. Ich erachtete es als eine besondere Wertschätzung, dass ich dazu, solange ich Kaplan in Doppl war, jedes Mal eingeladen wurde. Die Treffen waren meist im Radl jeweils bei einem von ihnen an dessen Wohnort. Es gab zu Beginn eine Gebetszeit, dann zuerst ein meist ziemlich anspruchsvolles allgemein theologisches, biblisches oder pastorales Referat von etwa einer Stunde zu einer aktuellen Frage und anschließend eine angeregte und niveauvolle Diskussion bis zum Mittagessen. Der Nachmittag war dem Zusammensein, sowie dem persönlichen und seelsorglichen Austausch vorbehalten.

Als ich 1963 Kaplan in Schärding wurde, gingen mir diese Treffen sehr ab. Es gab außer der vorgeschriebenen Pastorkonferenz im Frühjahr und im Herbst keine Treffen. Damals gab es noch sieben Kapläne im Dekanat! Wir Kapläne wollten eine tiefere Beziehung und mehr Zusammenarbeit erreichen und miteinander diskutieren, also begannen wir, wenigstens an einem Nachmittag im Monat mit ähnlichen Treffen. Zuerst hielt einer ein Referat, dann gab es dazu eine ausführliche Diskussion,

eine Gebetszeit und zum Abschluss eine gemeinsame Jause.

Wir Kapläne wurden bald weniger und zu wenige, daher erfolgte durch den damaligen Dechant eine Erweiterung auf alle Pfarrer, allerdings ohne Referat und Diskussion, sodass wir eher eine verlängerte Pastorkonferenz hielten. Ich war darüber nicht glücklich, es fehlte das theologische Niveau und eine entsprechende Diskussion. Während der Zeit, da ich Dechant war, kehrten wir wieder zum vorherigen Modell zurück.

Weil sich das Modell Faktengrundlage – Wissensvermittlung (Referat, Information) – offene Diskussion (sich mitteilen und Wissen und Können teilen) – gemeinsames geformtes und freies Gebet bewährt hatte, begann ich mit Familien- und Bibelrunden. Es entstanden für alle Lebenssituationen tragfähige Gemeinschaften. Eine dieser Runden mit jungen Ehepaaren aus der Anfangszeit besteht nach über fünf Jahrzehnten heute noch. Es ist nicht selbstverständlich, eine Gemeinschaft bis ins hohe Alter auch über schwierige Strecken hinweg durchzutragen.

Durch Teilnehmerrinnen und Teilnehmer am Cursillo und an den Leben-im-Geist-Seminaren erfolgte ab Mitte bzw. Ende der Siebzigerjahre ein rasches Wachstum ähnlicher Runden mit verschiedenen Schwerpunkten. Auch von diesen bestehen einige heute noch.

Derzeit sind die Möglichkeiten für ein physisches Zusammensein sehr eingeschränkt, doch das wird nicht immer so bleiben und es gibt sehr wohl auch während der Beschränkung Wege, um miteinander in Kontakt und ins Gespräch zu kommen. Da ich wegen meiner Hörbehinderung nicht telefonieren kann, lief von und zu vielen der Kontakt schriftlich und die Predigten über YouTube. Das Anhören machte sozusagen die Faktenlage bewusst und vermittelte Wissen, so manche hörten sich die Predigten in der Familie gemeinsam an, diskutierten darüber, gaben mir übers Internet Rückmeldungen und ich konnte dann wieder dazu Stellung nehmen.

Ähnliches lief über einzelne Artikel im Rundbrief.

Wo ein Wille, da ein Weg.

Man darf niemals so tolerant werden, dass die Intoleranz siegt

Das ist sicher ein sehr wichtiger Ausspruch des bekannten Publizisten und Moderators Paul Lendvai in Bezug auf derzeitige gesellschaftliche Entwicklungen. Er steht bereits im 92. Lebensjahr. In einem Interview zu seinem Neunziger im August 2019 betonte er: „Die Geschichte ist unbarmherzig, wenn man nicht aus ihr lernt.“ Darum ist er nach wie vor unentwegt tätig und bestrebt, zum Lernen aus der Geschichte anzuregen.

Diesen Artikel kann ich sehr kurzhalten, denn ich habe zu diesem Thema bereits einiges geschrieben, was ich hier nicht zu wiederholen brauche.

Null Toleranz!? (Rundbrief 3/2020), Angst machte aus uns allen Feiglinge (4/2019), Man kann Umstände zur Kenntnis nehmen, darf aber nicht bereit sein, sie hinzunehmen (3/2018), Was falsche Toleranz und verantwortungslose Ignoranz alles anrichten (2/2018).

Ich will aber einiges ergänzen, denn in dasselbe Feld gehören Missverständnisse bezüglich Diskriminierung, Datenschutz, persönliche Freiheit usw. Es gilt, dass häufig sowohl das Zuviel als auch das Zuwenig des Guten der Beginn des Bösen ist.

Dies gilt auch bezüglich des Rechtes, wo nicht nur das Zuwenig böse Folgen zeitigt, sondern sich auch das bekannte lateinische Sprichwort erfüllt: *summum jus, summa injuria*, frei übersetzt: wenn man das Recht auf die Spitze treibt, kippt es ins Unrecht. Auch die ständige Berufung auf den Rechtsstaat kann in die Unmenschlichkeit führen, wenn nur noch das gesetzliche Recht gilt und die vielen anderen maßgeblichen menschlichen Bezugspunkte aus den Augen verloren oder bewusst vernachlässigt werden. Damit landet man rasch bei der Einstellung jener, die Jesus mit derselben Einstellung ans Kreuz brachten – „Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muss er sterben...“ (Joh 19,7)

Das Gute und Richtige setzt stets die Beachtung des Ganzen, der Beziehungen und der Zusammenhänge, sowie die rechte Balance

zwischen allem voraus. Alles mit Maß und Ziel, sagt man.

„Die Liebe deckt eine Menge Sünden zu“ heißt es in 1 Petr 4,8. Es wäre ein großes Missverständnis, dies als Freibrief oder gar als eine Aufforderung zum Durchgehenlassen oder zum Vertuschen des Bösen zu verstehen.

Es gilt ebenso das Gegenteil vom Zudecken: Liebe deckt die Sünden auf, denn Liebe kann nie tatenlos beim Zerstörungswerk der Sünde zuschauen. Jesus hat den Heiligen Geist als Aufdecker der Sünde verheißen (vgl. Joh 16,8). Es steht allerdings nichts für sich allein, die Gerechtigkeit nicht, die Barmherzigkeit nicht, die Wahrheit nicht und auch die Liebe nicht, als auch nicht das Zudecken und das Aufdecken, sondern immer auch in Beziehung zueinander und zur Klugheit.

Hier gilt wieder ein lateinisches Sprichwort: *Quidquid agis, prudenter agas et respice finem* = was immer du tust, tu es mit Überlegung und bedenke, was letztlich dabei herauskommt. Worauf ist zu achten und wohin wird das Jeweilige führen, wenn es bedacht, gesagt oder getan bzw. nicht bedacht, nicht gesagt oder nicht getan wird?

Es ist auch immer die Frage zu stellen: *cui bonum*? Üblicherweise wird dies übersetzt mit: Wer profitiert davon? Eigentlich bedeutet es aber: Wem gereicht das zum Guten?

Ich erinnere mich an viele Beichtgespräche und Aussprachen, bei denen es z.B. bei einem ehebrecherischen Seitensprung um die Frage ging, ob der / die Schuldige dem / der von seinem Fehltritt Betroffenen davon eine Mitteilung machen oder darüber schweigen soll. Meine erste Frage war stets: Was ist voraussichtlich gut für beide Ehepartner und für die Ehe selbst und was tut beiden gut? Zu bekennen oder zu schweigen? Beides konnte das Richtige und Gute sein, doch ebenso das Verkehrte und Zerstörende.

Im Blick auf so vieles, was rundum geschieht, wären noch weitere Überlegungen anzustellen. Ich ermutige Dich dazu, Dir dafür noch etwas Zeit zu nehmen – z.B. hinsichtlich der political correctness im weiteren Sinn und der damit

verbundenen Übertreibung der Rücksichtnahme.

Man darf nie so tolerant sein, dass die Intoleranz siegt. Man darf aber auch so manchem Fehlverhalten gegenüber nie so intolerant sein,

dass aus dem dadurch verhinderten Übel noch größeres entsteht. Ein Beispiel dafür mag die Streitfrage bezüglich der kultischen Reinheit zwischen den Pharisäern und Jesus darstellen.

Fürchte dich nicht!

Matthäus Fellingner schrieb in der Kirchenzeitung der Diözese Linz vom 29. November 2018 einen prophetischen Text und wusste damals sicher selbst nicht und die Leserinnen und Leser wussten es ebenso nicht, wie bald er unseren als selbstverständlich betrachteten Alltag recht wirklichkeitsnahe betreffen wird.

Wenn
keiner mehr sagen kann,
was wird, wie es wird,
und ob es überhaupt
noch etwas werden kann,
hierhin die einen,
dorthin die anderen drängen,
wenn die Spezialisten kopfschüttelnd
vor ihren Prognosen grübeln,
und nichts,
gar nichts mehr sicher scheint,
wenn die einen zueinanderdrängen
in purer Angst,
andere alle um sich,
und zuletzt auch sich selbst vergessen,
dann
dieser Ruf:
Fürchte die nicht!

Gründe, sich zu fürchten oder sich nicht zu fürchten, sind vielfach nicht neu. Diese gab es recht bald in der tierischen und menschlichen Entwicklung. Im Besonderen spielen beide in allen Religionen eine Rolle. In der Bibel besteht ein scheinbarer Gegensatz, indem einerseits die Gottesfurcht sehr betont und andererseits entschieden dazu ermutigt wird, sich nicht zu fürchten. Doch gerade die recht verstandene Gottfurcht ist die Voraussetzung für ein weitgehend furchtloses Leben. Warum?

Ein Blick besonders in die Weisheitsliteratur zeigt auf, was Gottesfurcht bewirkt: Sie „ist der Anfang der Erkenntnis“ (Spr 1,7), „bringt langes Leben“ (Spr 10, 27), „ist ein Lebensquell“ (Spr 10, 27), „erzieht zur Weisheit“ (Spr

15,33), sie „gibt Freude, Frohsinn, langes Leben“ (Sir 1,12), sie „hält Sünden fern“ (Sir 1,21)... Gottesfurcht ist eine Geistesgabe, haben wir im Firmunterricht gelernt, aber leider kaum verstanden.

Was ist sie und was bewirkt sie wirklich? Sie hat nichts mit Angst vor Gott zu tun, sondern ist Ehrfurcht und Achtung vor Gott und Beachten seines Willens. Damit bewirkt sie ein Handeln aus der von Gott geschenkten Erkenntnis und Weisheit und wirkt wie ein Kompass für ein richtiges und zu einem guten Ende führendes Leben.

Die logische Konsequenz: Ein in allem auf Gott ausgerichtetes Leben befreit weitgehend von Furcht, auch weil es aus der Gottesbeziehung ein dem Bösen widerstehendes und dem Guten zugewendetes Leben ist.

„Fürchte dich nicht!“ als Ermutigung steht biblisch direkt oder indirekt immer in Verbindung mit der Zusage, „denn der HER ist mit dir“ oder: „du bist behütet, geleitet, gerufen, begnadet, beauftragt...“

Selbstverständlich kann man das Nicht-fürchten ebenso wenig per Befehl erreichen wie das Sich-freuen, das Zufrieden-sein oder Schalom als umfassendes Wohlbefinden. Es hat auch keinen Sinn, wenn man versucht, es sich einzureden. Manipulationen gleich welcher Art sind Unsinn. Der Mensch ist nun einmal eine Einheit aus Leib, Seele und Geist und ebenso ein Ganzes aus dem Erleben seiner Vergangenheit, seines Zustandes in der Gegenwart und seiner Perspektiven hinsichtlich seiner Zukunft.

Um ohne Furcht zu sein, braucht es daher das Zusammenspiel des Verstandes und der Gefühle, der bisherigen Erfahrungen, der gegenwärtigen Verfassung und dessen, was man auf sich zukommend denkt oder spürt. Das Zusammenspiel von allem fällt einem nicht in den Schoß, es bedarf der Aufmerksamkeit und der Einübung. Man muss bei allem erst zu sich

selbst kommen, sich selbst möglichst ganzheitlich wahrnehmen und ernstnehmen, denn Furchtlosigkeit, Zufriedenheit oder Wohlbefinden brauchen einen festen Boden, auf dem sie sich entfalten können. Es bringt sicher nichts Gutes, sich in Einbildungen zu verrennen, denn diese zerplatzen im Nu wie Seifenblasen, sobald sich die äußeren Verhältnisse oder der innere psychische Zustand ändern.

„Fürchte dich nicht!“ Das ist stets eine Zumutung im doppelten Sinn – als ermutigendes Zutrauen, sich auf den Zuspruch einzulassen, und als Herausforderung und Mut zum Wagnis des Furchterregenden.

„Fürchte dich nicht!“ Das ist ebenso eine Frage der Beziehung zu dem, der die Zumutung ausspricht. Um den Zuspruch als richtig und gültig wahrzunehmen und ernst zu nehmen, sodass er in uns Furchtlosigkeit bewirken kann, bedarf es eines Wissens oder zumindest ausreichenden Glaubens hinsichtlich der Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit des Zusprechenden. Ansonsten sind Worte von vornherein nur Schall und Rauch, man fühlt sich in seiner realen Furcht nicht wahrgenommen und nicht ernst genommen und kann sich daher auch nicht von der Furcht lösen und sich auf das Unsichere und Furchterregende einlassen.

Wir kennen das alle allgemein aus unserer Erfahrung, wie wir uns fühlen, wenn „Gutmeinende“ ohne Empathie und Kompetenz uns „Rat-Schläge“ oder „Aufmunterungen“ verpassen, die in unserer bisherigen Erfahrung keinen Sitz im Leben haben oder ihnen sogar diametral widersprechen.

Dass man sich vom Fürchten trennen und sich in Furchtlosigkeit üben kann, braucht es also auf beiden Seiten wesentlich mehr als nur die drei zugesprochenen und gehörten Worte.

Ein Tipp. Es gilt: Wenn ich nicht mit der Angst und Furcht fertig werde, werden Angst und Furcht mit mir fertig! Aber wie werde ich mit Angst und Furcht fertig? Dazu gibt es kein Patentrezept, doch einen leicht gangbaren und weithin erfolgreichen Weg: Sich Situationen, die in einem Angst und Furcht auslösen, konkret vorstellen und nach allen Richtungen und mit

allen Eventualitäten mental durchspielen. Was täte ich, wenn? Ich habe bereits mehrmals im Rundbrief von dem alten Fahrlehrer in Gmunden erzählt, der uns in jeder Praxisstunde während des Fahrens oft fragte: „Was tätest du jetzt, wenn...?“ Und dann übte er mit uns gelegentlich die richtige Reaktion auf die überraschende Gefahr konkret ein. Dass ich noch lebe, verdanke ich u.a. auch der Übung, die ich mir damals nicht nur im Straßenverkehr, sondern auch beim Bergsteigen, Schifahren usw. angewöhnt habe. Dass ich in Ruhe und überlegt statt von Furcht gelähmt viele heikle Situationen gut bewältigen konnte, ergab sich ebenfalls aus dem häufigen mentalen Durchspielen unterschiedlichster Situationen. Probleme, die man bereits mehrmals mental gelöst, und Situationen, die man auf diese Weise gut bewältigt hat, lösen bei weitem nicht mehr so leicht und so stark Angst und Furcht aus, sobald sie tatsächlich eintreten.

Die gegenwärtige Pandemie zeigt uns, dass vor allem die völlige Verunsicherung und die Unmöglichkeit einer wirksamen Veränderung Ohnmacht erzeugen und Furcht auslösen. Doch gerade in solchen Situationen gilt der anfangs zitierte Text von Matthäus Fellingner.

Allerdings braucht es in Situationen extremer Verunsicherung, Ohnmacht und Aussichtslosigkeit zusätzlich zum vorhin Aufgezeigten ein Urvertrauen, letztlich nicht ins Bodenlose zu stürzen, sondern von einer Lebens- und Liebesmacht aufgefangen zu werden, die wir Gott nennen. Dann greift die Zumutung des Fürchte-dich-nicht. Angesichts dieser Tatsache wird uns hoffentlich wieder mehr bewusst, was es bedeutet, ob dieses Urvertrauen in der frühen Kindheit grundgelegt wird oder nicht. Es ist ein unbezahlbares Geschenk, wenn es auf diesem Urvertrauen in der Folge noch zu einem Hineinwachsen in einen reifen vertrauenden Glauben kommt. So wird es möglich, dass ein Mensch, der mit seiner baldigen Hinrichtung rechnen muss, noch wie Dietrich Bonhoeffer den Text „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ zu schreiben imstande ist.

Dein Bruder



Termine

Solange in Österreich die strengen Ausgangsbeschränkungen ab 20:00 Uhr gelten, kann leider der Gottesdienst am 2. Freitag im Monat nicht stattfinden. Aktuelle Informationen dazu gibt es immer auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal: www.pfarre.brunnenthal.at

Sobald diese Ausgangsbeschränkung nicht mehr gültig ist, können wir unter den jeweils gültigen Covid-19-Bestimmungen den Gottesdienst feiern.

Das Fastenseminar in der herkömmlichen Form kann heuer deshalb auch nicht stattfinden.

Impulse zur Fastenzeit, Sonntagspredigten von Franz usw. werden regelmäßig auf unserem You-Tube-Kanal veröffentlicht. You-Tube-Pfarre Brunnenthal (über Homepage oder direkt zu erreichen).

Unser Pastoralassistent Florian Baumgartner macht derzeit eine Ausbildung zum Ehe-Familienberater. Wer eine Aussprache, eine Gesprächsbegleitung oder Ähnliches braucht, ist bei ihm gut aufgehoben. Nähere Info's dazu siehe unten:

Beratung für Einzelpersonen, Paare und Familien



Als Berater*innen bei **BEZIEHUNGLEBEN.AT** haben wir ein offenes Ohr und bieten kompetente Beratung für die zahlreichen Herausforderungen und Anliegen von Familien, Paaren und Einzelpersonen in Ihren vielfältigen Lebensformen und Lebenssituationen.

Selbstverständlich sind wir dabei zur Verschwiegenheit verpflichtet. Ein freiwilliger Kostenbeitrag ermöglicht dieses Angebot für jeden, unabhängig von seiner finanziellen Situation.

Als Ehe-, Familien- und Beziehungsberater in Ausbildung freue ich mich, wenn Sie dieses Angebot nutzen und zu einem Gespräch kommen.

Florian Baumgartner, Pastoralassistent, Beratungsstelle im FIM Schärding



Terminvereinbarungen: 0732/77 36 76

Die Terminvereinbarung erfolgt über das Büro von **BEZIEHUNGLEBEN** in Linz. Wenn Sie mit mir sprechen wollen, dann geben Sie einfach meinen Namen bei der Anmeldung an. Beratungen sind während der Coronazeit auch telefonisch oder per Video möglich.

Informationen

BEZIEHUNGLEBEN.AT
Abteilung Beziehung, Ehe und Familie der Diözese Linz
beziehungleben@dioezese-linz.at

m i -

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8
pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste
A 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue